

Frauen. Wissen. Wien.

Bewegte Geschichten

Von kämpfenden, rennenden und
schwitzenden Frauen

Impressum

Medieninhaberin MA 57 – Frauenabteilung der Stadt Wien,
Friedrich-Schmidt-Platz 3, 1082 Wien

Abteilungsleiterin Marion Gebhart

Redaktion Ricarda Götz, Claudia Throm

Lektorat Nina Heidorn

Grafik Claudia Schneeweis-Haas nach einem **Design** von Barbara Waldschütz

www.frauen.wien.at

© Wien, Juli 2017

Frauen.Wissen.Wien erscheint in unregelmäßigen Abständen in der MA 57 - Frauenabteilung der Stadt Wien und kann auf der Homepage unter www.frauen.wien.gv.at nachgelesen werden.

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser!

Eigentlich sollten Frauen im Sport heutzutage keine Besonderheit mehr sein. Dass es allerdings nicht ganz so einfach ist, kann auf den nächsten Seiten nachgelesen werden.

In diesem Bereich wurde bereits viel erreicht, wir haben aber noch viel zu tun, um Frauen im Sport zu fördern, sichtbar zu machen und bestehende Diskriminierungen zu beseitigen. Deshalb freuen wir uns besonders, dass etwa die Beachvolleyball WM heuer erstmals in Wien ausgetragen wird - ein Sport den Frauen ebenso dominieren wie Männer. Außerdem freuen wir uns über die Teilnahme der österreichischen Frauen bei der diesjährigen Fußball Europameisterschaft in den Niederlanden.



Sportliche Frauen, sowohl im Bereich des Freizeitsports als auch im Bereich des Leistungssports gibt und gab es schon immer: Neben den sportlichen Herausforderungen kommt aber immer auch jene des Geschlechts dazu.

„Frauen.Wissen.Wien.“ Nr. 6 widmet sich Frauen in unterschiedlichen Sportarten und auf verschiedenen Niveaus. Von Mainstream Sport über Bekleidungsfragen bis hin zu persönlichen Erfahrungsberichten wird Sport aus feministischer Sicht beleuchtet.

Als Wiener Frauenstadträtin ist es mein Ziel, alle Frauen in ihrer Selbstbestimmtheit zu unterstützen und dazu gehört auch das Thema Sport: Egal ob als Hobby oder beruflich, Frauen müssen auch hier die gleichen Chancen und vor allem Sichtbarkeit wie Männer erhalten.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Auseinandersetzung mit dem Thema Sport, vielleicht auch einmal aus einer anderen Perspektive, und einen spannenden Sportsommer mit der (Frauen)Fußball EM und der Beachvolleyball WM!

Ihre Wiener Frauenstadträtin



Sandra Frauenberger

Inhalt

Ricarda Götz Herstory of Sports Bastionen der Männlichkeit und Errungenschaften von Frauen im Sport	7
Nicole Selmer Der Fußball der anderen	23
Gloria Halder Sonne, Sand und Sexismus. Beachvolleyball als Arena für Geschlechterkonstruktionen	31
Petra Sturm Schneller als erlaubt!	39
Vienna Roller Derby Roller Derby. Feminismus und Vollkontaktsport auf Rollschuhen	55
Tatiana Nicole Kai-Browne Plädoyer für den Ring! Boxen als feministische Strategie?	67
Melisa Erkurt Starke Frauen: Muskeln statt Thigh Gap	75

Ricarda Götz, MA hat an der Universität Wien Politikwissenschaft und Transkulturelle Kommunikation mit Fokus Kultur(politik) studiert. Sie war lange als Sprachcoach für Jugendliche tätig und sammelte Erfahrungen im Kulturforum der Österreichischen Botschaft in Brüssel und in Beijing. Seit April 2016 arbeitet sie im Referat Grundlagenarbeit der MA 57, wo sie u.a. das Projekt Wiener Gleichstellungsmonitor 2016 koordiniert und Workshops für Mädchen hält.

Ricarda Götz

Herstory of Sports

Bastionen der Männlichkeit und Errungenschaften von Frauen im Sport

„Das ist kein Sport für Frauen!“, „du wirfst wie ein Mädchen!“, auf der Zielgeraden zur sportlichen Gleichberechtigung mussten Frauen viele Hürden überwinden.

Die beliebtesten Argumente um Frauen in Bewegung einzuschränken, waren und sind zum Teil immer noch die, dass Sport für Frauen ja eigentlich ungesund sei. Zu sportliche Frauen wären darüber hinaus unweiblich, zu muskulös, auch werden sie vom Leistungssport unfruchtbar und es gibt generell gewisse Sportarten, die einfach ungeeignet für das „schwache Geschlecht“ wären.

Körperliche Leistungen von Frauen sind seit jeher nur bei der unbezahlten Arbeit in Haushalt, Pflege und bei der Lohnarbeit erwünscht. Die Kämpfe von Frauen um ihre Erlaubnis und Zulassung zu Anfangs Freizeitbewegung in der Öffentlichkeit, anschließend zu Wettkämpfen und schlussendlich zu den Olympischen Spielen, stehen eng mit stereotypen und sexistischen Vorstellungen über das Wesen der Frau in Zusammenhang. Der Mythos von der „weiblichen Schwäche“, „unweiblicher Ästhetik“ und „weiblicher Unfähigkeit“ von sportlichen Frauen steht in engem Zusammenhang mit den allgemeinen Vorstellungen einer Gesellschaft von biologischem Geschlecht, Gender und Rollenstereotype.

Bewegung und Sport sind wichtig, um das Selbstbewusstsein, Vertrauen in den eigenen Körper und gesundheitliches Wohlbefinden zu fördern. Ein kategorischer Ausschluss oder die Einschränkungen von Bewegungsformen für die Hälfte der

Bevölkerung führen daher zur Verfestigung vorgefasster Rollenstereotyper Meinungen, die hierarchische Machtansprüche rechtfertigen sollen. Körperliche Kraft sollte und wollte man(n) nicht teilen. Frauen sollten behütet, anschniegamsam und schwach bleiben, um die Rolle des männlich-starken Beschützers und Versorgers nicht in Frage zu stellen.

Die Vorstellung von der unsportlichen Frau wurde durch „wissenschaftliche“ und „medizinische“ Erkenntnisse weiter vorangetragen. Die in diesen Auseinandersetzungen vorgebrachten Argumente, wie insgesamt die Alltagstheorien über die Fähigkeiten und Aufgaben der Geschlechter inner- und außerhalb des Sports, wurden in den 20er Jahren durch den Mainstream oder besser „Malestream“ der Medizin gestützt, deren Erkenntnisse nicht auf empirischen Untersuchungen, sondern auf weltanschaulichen Orientierungen basierten. Ausgangspunkt der medizinischen Abhandlungen über „Frauensport“ war in der Regel die körperliche Differenz der Geschlechter. Nach Pfister war dabei grundsätzlich der Mann der Maßstab und die Norm, die Frau dagegen das „andere Geschlecht“, dessen körperliche Funktionen und Fähigkeiten durch ein „weniger“ oder „schlechter“ charakterisiert wurden. Die damit verbundene Wertung fiel immer zu Ungunsten der Frau aus und sie wurde als ungeeignet für sportliche Leistungen erachtet.¹

Der Ausschluss von Bewegung verband sich eng mit der Sorge um das biologische und ästhetische „Wohl“ von Frauen. Obgleich die männliche Anatomie ebenso von Bewegung beeinflusst wird, ist die der Frauen stets in Bedrängnis von Unfruchtbarkeit. So meinte z.B. ein Gynäkologe 1931: „Bei der erwachsenen Frau müssen alle sportlichen Übungen vom Standpunkt der Fortpflanzung aus betrachtet werden.“² Und Hugo Sellheim, Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Leipzig, warnte: „Durch zu viel Sport nach männlichem Muster wird der Frauenkörper direkt vermännlicht ... Die weiblichen Unterleibsorgane verwelken und das künstlich gezüchtete Mannweib ist fertig.“³ Bis heute müssen sich Frauen gegen diese Vorwürfe rechtfertigen, wie es auch aus Melisa Erkurts Artikel über Bodybuilding hervorgeht (siehe Seite 75). Insgesamt trug die Medizin mit ihren „Erkenntnissen“ zur

¹ Vgl. Pfister, Gertrud: Neue Frauen und weibliche Schwäche – Geschlechterarrangements und Sportdiskurse in der Weimarer Republik. in Krüger, Michael (Hrsg.): Der deutsche Sport auf dem Weg in die Moderne: Carl Diem und seine Zeit. 2009, S. 298

² Küstner 1931, S. 791 zit. in ebda.

³ Sellheim 1931, S. 1740 zit. In ebda.

Marginalisierung der Frauen im (Wettkampf-) Sport entscheidend bei, sowie zu festgefahrenen Meinungen über sportliche Frauen.

Sport nach heutigem Verständnis entwickelte sich europaweit erst im ausgehenden 18. Jahrhundert, davor kann man am ehesten von Sport im Zusammenhang mit dem Training für Kriege, Reitsport oder Fechtsport wohlsituerter Adelliger sprechen. Im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte sich ein eigenständiges gesellschaftliches Teilsystem etabliert, dessen zentrale Handlungsorientierung sich als körperbezogene Leistung, Demonstration dieser Leistung in Wettbewerben und damit einhergehend der Wunsch nach Leistungssteigerung beschreiben lässt.⁴

Im weiteren Verlauf wurde Sport stark militarisiert und damit der Fokus auf die männliche Jugend und kriegsfähige Männer gelegt. Damit wurden Mädchen und Frauen, aber auch ältere Männer bei wissenschaftlichen Erkenntnissen, Publikationen und der Bewerbung von und über körperlicher Aktivität wenig beachtet.

Ein Vorreiter für die Verbreitung von systematischer Bewegung in Deutschland war Ende des 18. Jahrhunderts beispielsweise Johann Gutsmuths. Sein 1793 erschienenes Werk „Gymnastik für die Jugend“ stellte die gesellschaftliche Bedeutung von Gesundheit, sittlicher Bewegung und damit körperlichen Fähigkeiten heraus. Jugend bedeutete zu jener Zeit die männliche Jugend – Mädchen kamen nicht vor. Lediglich in der zweiten Auflage empfahl Gutsmuths „leichte Bewegungen“ und „kleinere Fußmärsche“ für sie. Gymnastik wurde in diesem Sinn als Synonym für Sport und gesundheitsfördernde Bewegung genutzt. Diese geschlechtsbezogene ungleiche sportliche Inklusion, die von natürlichen, unterschiedlichen und unveränderlichen Wesensmerkmalen von Frauen und Männer ausging, hielt sich bis Mitte des 20. Jahrhunderts und zu Teilen noch heute. Demnach sind noch im Verständnis der 50er Jahre die „Urprinzipien des Weiblichen“ Ruhe, äußere Passivität, mütterliche Fürsorge und Sicherung des Daseinsmilieus, wohingegen die „männlichen Urprinzipien“ die suchende Beweglichkeit und der Wettkampf sind.⁵

⁴ Vgl. Stichweh, Rudolph: Sport - Ausdifferenzierung, Funktion, Code, in: Sportwissenschaft, 20/4 1990, S. 373

⁵ Vgl. Eckstein, Ludwig: Die Sprache der menschlichen Leibeserscheinung, 1956

In Österreich förderte vor allem Antonie Graf, die auch aktiv in der Frauenbewegung tätig war, sportliche Frauen. Sie gründete 1894 die erste Schwimmschule für Frauen „Austria“, den sie dem gleichnamigen Männerschwimmklub angliederte, und 1908 den Frauenschwimmclub „Wien“ - nachdem Frauen erstmals 1831 die Erlaubnis zum Schwimmen in öffentlichen Bädern erhalten hatten. Zum Zeichen der Anerkennung ihrer Tätigkeit wurde sie zur Ehrenpräsidentin des Österreichischen Sportklubs nominiert.⁶

Die Hosen anhaben

Sportliche Betätigung verlangt nach Kleidung, die Bewegungsfreiheit bietet und nicht einengt. Traditionell trugen Männer zu Beginn lockere Hosen bis zu den Knien oder solche, die an den Knöcheln enger zuginen. Frauen trugen bei Sport lange Hosen oder blickdichte Strümpfe und darüber ein knielanges Kleid, auch die Frisur musste sitzen: Offene Haare oder ein Zopf waren verpönt, eine Aufsteckfrisur machte das Outfit komplett. Viel Bein- und damit Bewegungsfreiheit bot diese Aufmachung nicht, darüber hinaus war sie mitunter auch gefährlich. Der weite Rock verfang sich immer wieder, schnelles Laufen war nicht möglich, springen oder dergleichen an sich unschicklich. Im Reitsport trugen Frauen seit dem 14. Jahrhundert bis zum 1. Weltkrieg ein Reitkleid und mussten im Damensitz - beide Beine sittlich auf einer Seite - reiten, der Damensattel wurde in Deutschland 1928 für das Springreiten verboten.

Frauen in Turnkleidern
beim Sport um 1850



⁶ Vgl. Braun, Martha Stephanie (Hrsg.): Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine 1930, S. 37

Eine Hose zu tragen wäre nicht nur moralisch undenkbar gewesen, sondern auch lange Zeit verboten. Das sportliche Mode-Diktat setzte die Geschlechterhierarchie fort und verordnete Weiblichkeit auf allen Ebenen, Männer wollten ihre Hosen schließlich im wahrsten Sinne anbehalten und nicht teilen. Anfang des 20. Jahrhunderts rebellierten immer mehr Sportlerinnen gegen das lästige und obendrein gefährliche „Rock-Handicap“ und protestierten für mehr Bewegungsfreiheit. Radfahrerinnen setzten zuerst auf die Pumphose, auch Bloomers genannt, Petra Sturm beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Eroberung der Öffentlichkeit von radfahrenden Frauen (siehe SEITE). Skiläuferinnen und Leichtathletinnen zogen weiter nach und kurz vor dem 1. Weltkrieg turnten selbst höhere Töchter in kurzer Hose.⁷

Die Erwerbsintegration von Frauen in der Zwischenkriegszeit, während und nach dem 2. Weltkrieg, brachte eine weitere Lockerung der strengen Kleidungsregeln für Frauen mit sich, da das weite Beinkleid das Arbeiten in Fabriken behinderte, verlangsamt und Gefahrenpotential mit sich brachte. In neueren Sportarten ist die Kleidungsfrage heutzutage eine ganz andere, wie auch Gloria Halder in ihrem Artikel über Volleyball schreibt (siehe Seite 31).

Bastionen der Männlichkeit

Argumente um Sport zu treiben benötigten Männer nicht, der bewegte Mann auf alleiniger Flur ist naturgegeben und nicht zu hinterfragen, dem entgegen mussten sich Frauen bei allen Sportarten gegen einen Kanon von heute satirisch anmutenden Argumenten durchsetzen, die öfter als nicht mit den Fortpflanzungsorganen zusammenhängen. Bei Männern spielen diese – obwohl sie anatomisch Gefahren leichter ausgesetzt sind, erkennbar an verschiedenen Schutzkonstruktionen in mehreren Sportarten – ganz offensichtlich gar keine Rolle. Bei Frauen geben sie jedoch Anlass zur Sorge und fungieren als Grund für Verbote, wenn Frauen einen bestimmten Sport nicht ausüben soll(t)en. Exemplarisch hierfür stehen der Laufsport als Bewegung im öffentlichen Raum, Fußball als Vereinssport und Skispringen als „Nachzüglerin“.

⁷ Vgl. Rose, Michaela: 100 Jahre Frauensport. Das Alte betrachten, um das Aktuelle zu beeinflussen – ein Rückblick auf 100 bewegte und bewegende Jahre Frauensport. Deutscher Olympischer Sportbund. Frankfurt am Main 2011



Die US-Amerikanerin Katherine Switzer war die erste Frau, die am 19. April 1967 am Boston Marathon teilnahm. Zu dieser Zeit war es Frauen verboten Marathon zu laufen. Der wissenschaftliche Kanon half in der Verbreitung von Theorien über Frauensport, dass bei zu großer Anstrengung beim Laufsport einmal wieder die Gebärmutter rausfallen würde. In der Realität ging es darum, Frauen aus der Männerdomäne Sport und auch aus der Öffentlichkeit auszuschließen. Switzer überlistete die Organisatoren, indem sie sich mit K.V. Switzer anmeldete. Der Rennleiter Jock Semple versuchte ihr dann im Verlauf des Rennens die Startnummer vom Leib zu reißen. Auf so eine Situation vorbereitet, lief die damals 20-Jährige daher mit zwei Bodyguards, ihrem Trainer Tom Miller und ihrem footballspielenden Partner im Geleit. Semple wurde von Miller mit ein paar gezielten Schlägen in den Straßengraben abgedrängt und dem Fotografen Harry Task war es zu verdanken, dass die Szene via Bild um die Welt ging. Erst bei den olympischen Spielen in Los Angeles 1984 durften Frauen am Marathon-Wettbewerb teilnehmen.

Drei Jahre später, 1987, wurde der Frauenlauf in Österreich ins Leben gerufen. Ilse Dippmann, die vor 30 Jahren maßgeblich an der Etablierung beteiligt war, brachte die Idee von New York nach Wien. Von Anfangs 400 Teilnehmerinnen nehmen heute an die 35.000 Frauen teil. Die Zahlen bezeugen einen Wandel für laufende Frauen: „Früher war es ein No-Go Frauen im öffentlichen Raum laufen zu sehen. Als ich vor mehr als 30 Jahren

zu laufen begann und um 6 Uhr Früh durch die Stadt in den Prater gelaufen bin, war ich die einzige Frau auf der Straße“, so Dippmann. Hinzu kamen die Begleitrufe des Publikums: „Männer haben mir nachgepfiffen und ‘Hopp, hopp!’ oder ‘Hast du nicht anderes zu tun?’ geschrien. Heute gehören laufende Frauen zum normalen Stadtbild.“⁸

Dippmann rief auch 1997 den 1. „Frauenlaufftreff“ im Wiener Prater ins Leben, mit dem Ziel Anfängerinnen bei ihren ersten Laufsritten zu unterstützen. Damals waren drei Frauen anwesend. 20 Jahre später ist es eine der größten Bewegungsinitiativen Österreichs. Das Training ist jederzeit kostenlos und unverbindlich, und findet bei jedem Wetter und ohne Voranmeldung statt.

Mehr Informationen finden Sie unter:

<http://www.oesterreichischer-frauenlauf.at>

Fußball als Arena der Männlichkeit wurde in den letzten Jahren vermehrt zum Forschungsthema von Feministinnen, SportwissenschaftlerInnen und IdentitätsforscherInnen. England gilt als das Ursprungsland des Fußballs, hier wurden 1863 die Fußballregeln international vereinheitlicht. Damals spielten auch Mädchen an den Schulen das neue Spiel mit dem Ball aus Rindsleder, selbstverständlich in Rock und mit Hut, dem Anstand entsprechend. Dies währte jedoch nicht lang, von 1921 bis 1970 bestand in England ein Verbot für Frauen in Stadien zu spielen. Der Grund war, dass Fußball für Frauen „nicht geeignet sei“. In Österreich wurde bereits 1936 eine Meisterschaft für Frauentteams durchgeführt. Sie bestand allerdings nur kurze Zeit. Die Frauenliga des Österreichischen Fußballbundes (ÖFB) wurde schließlich 1972 gegründet. Sechs Teams nahmen in den Anfangsjahren an der Meisterschaft teil. Es dauerte aber noch bis 1982, bis der Österreichische Fußballbund den Fußball von Frauen auch offiziell anerkannte. Für den ersten EM Sieg 1989 der deutschen Fußballnationalmannschaft der Frauen erhielt jede Spielerin des gewinnenden Teams vom DFB ein 41-teiliges Kaffeeservice – immerhin aus dem Hause Villeroy und Boch – und

⁸ Brieber, Brigit: Die Straße gehört uns. Wienerin Mai Ausgabe 2017, S. 155

zum Glück aller Gewinnerinnen mit Blümchen-Muster. Hoffnung auf einen solchen Gewinn bleibt bei dieser Fußball-Europameisterschaft der Frauen 2017 wohl eher aus. Zum ersten Mal haben sich die österreichischen Frauen für die Teilnahme an der EM 2017 qualifiziert, zusätzlich gibt es erstmals auch Panini-Alben der Frauschaften. Nicole Selmer befasst sich in ihrem Beitrag eingehend mit dem Thema Fußball und Frauen (siehe Seite 23).

Ein weiterer nicht so weit zurückliegender historischer Moment war, als am 3. Dezember 2011 in Lillehammer die Weltcup-Saison im Skispringen begann: Zum ersten Mal durften auch Frauen Skispringerinnen sein, zum ersten Mal wurde der Wettkampf von Frauen im Skispringen im Fernsehen übertragen. Die 17-jährige US-Amerikanerin Sarah Hendrickson gewann das Auftaktpringen. Olympisch wurde Skispringen für Frauen dann jedoch schlussendlich erst bei den Spielen 2014 in Sotschi. Skispringen war lange eine reine Männerdomäne, in der Frauen institutionell und finanziell der Zugang verwehrt war, begleitet von den selben hobbymedizinischen Argumenten, die seit jeher dazu dienten Frauen aus männerdominierten Sportbereichen fernzuhalten. So sagte 1997 der damalige Generalsekretär und mittlerweile Präsident des Internationalen Skiverbands Gian-Franco Kasper: „Der Aufprall beim Skispringen schadet der Gebärmutter“. Bis jetzt sind jedoch alle Skispringerinnen wohl auf, auch ihre Preisgelder verbessern sich allmählich, statt wie Anfangs 250 Euro für die Siegerin, sind es nun immerhin über 2.000 Euro, bei etwa 15.000 Euro Preisgeld insgesamt. Bei den Männern bekommt der Erstplatzierte fast das Vierfache.

Mann kann was Frau nicht soll

Im Sport sind stereotype Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität sehr starr, Ungleichheiten, die mit Diskriminierungen einhergehen, werden deutlicher reproduziert als in anderen Bereichen, weil Sport als eine der Sphären unantastbarer (heterosexuellen) Männlichkeit und damit einhergehender Dominanz gilt. „Im Sport ist das Männliche Richtschnur und Messlatte aller Dinge, dem das Weibliche hierarchisch untergeordnet ist.

Heteronormativität geht hier mit patriarchalen Vorstellungen vom Wert und den Eigenarten der beiden Geschlechter eine fatale produktive Allianz ein.⁹ Diese inhärente Einstellung sieht frau auch heute noch in Kommentaren: „Zu viel Sport ist für den weiblichen Körper nicht gut“, mit dieser Aussage bezog sich 2011 der Mediziner Dr. Ahmet Hamidi unbedacht auf wissenschaftliche Studien über den Hormonhaushalt bei LeistungssportlerInnen. Auch der ORF musste dieses Jahr seinen Skikommentator Armin Assinger zum Genderseminar schicken, das bestätigte der Sender Ende Jänner 2017 gegenüber dem STANDARD.¹⁰ Resultierend aus der Aussage Assingers, bei der Übertragung der Abfahrt der Herren in Kitzbühel, wonach er auf die Frage des Kommentators Oliver Polzer, ob die Streif auch etwas für Frauen sei, Assinger ironisch antwortete „Ja, schick sie nur alle rauf, die da fahren wollen.“ Als Nachsatz dazu meinte er, „ja, das ist jetzt vielleicht chauvinistisch“, aber die Damen könnten die Streif „vielleicht bei Neuschnee“ bezwingen. Der Wunsch war ursprünglich von Michaela Dorfmeister geäußert worden, die nur zweimalige Olympiasiegerin, zweimalige Weltmeisterin, einmalige Gesamtweltcupsiegerin ist und je zweimal den Abfahrts-Weltcup und den Super-G-Weltcup sowie einmal den Riesenslalom-Weltcup gewonnen hat, bestimmt alles bei Neuschnee.

Die Ursachen dieser differentiellen Inklusion von Frauen und Männern im Sport hängen nach Hartmann-Tews eng damit zusammen, dass Sport traditionell einen körperzentrierten Leistungs- und Wettbewerbsgedanken hat. Das „Schneller, Stärker, Weiter, Höher“, das „Besser-Sein“ als andere gehört zu den zentralen Grundprinzipien von sportlichen Wettbewerben. Die Körper und deren unterschiedliche Leistungsfähigkeit sind demnach sichtbare „Beweise natürlicher“ Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Denn sichtbare Beweise müssen nicht in Frage gestellt werden, denn es zeigt sich, dass Männer größer, muskulöser, stärker, schneller und kräftiger sind. Allzu leicht erscheint damit eine „natürliche Ordnung zwischen den Geschlechtern“ als erwiesen und legitimiert Unterscheidungen sozialer Art.¹¹

9 Tatjana Eggeling. Schwule und Lesben im Sport, in: Eggeling/Feddersen, Queer Lectures 1 bis 4, Hamburg, 2008, 51

10 <http://derstandard.at/2000051561872/Machospruch-im-ORF-Armin-Assinger-muss-zum-Genderseminar>

11 Vgl. Hartmann-Tews, Ilse: Forschung in Bewegung: Frauen- und Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft. In Cottmann, Angelika; Kortendiek, Beate; Schildmann (Hrsg.): Das undisziplinierte Geschlecht. 2000, Opladen

Ein sichtbarer Beweis als Beispiel gegen die „natürliche Ordnung“ im Sport wurde am 20. September 1973 von der Tennisspielerin Billie Jean King gegen den ehemaligen Wimbledon Champion Bobby Riggs, im „Battle of the Sexes“ erbracht. Der 55-Jährige Riggs hatte zuvor bekundet er könne ohnehin jede Tennisspielerin besiegen, begleitet mit Kommentaren wie “the best way to handle women is to keep them pregnant and bare-foot.”¹² King, die insgesamt 6-malige Wimbledon und 4-malige US Open Siegerin war, nahm die Herausforderung an und gewann 6-4, 6-3, 6-3 vor mehr als 30,000 Fans, das bis heute zweitgrößte Publikum bei einem Tennisspiel. King engagierte sich darüber hinaus zeitlebens für die Gleichberechtigung von Frau und Mann im Sport. 1974 wurde sie zur Trainerin der Tennis-Mannschaft Philadelphia Freedoms bestellt, sie war damit die erste Frau, die ein professionelles amerikanisches Tennisteam trainierte, das sowohl aus Frauen als auch aus Männern bestand.

Von Olympe bis Olympia

In der Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin, Art. IV von 1791 beschreibt Olympe de Gouges treffend was unter Gleichberechtigung zu verstehen ist: „Freiheit und Gerechtigkeit bestehen darin, alles zurückzugeben, was einem anderen gehört. So hat die Ausübung der natürlichen Rechte der Frau keine Grenzen außer denen, die die ständige Tyrannei des Mannes ihr entgegengesetzt. Diese Grenzen müssen durch die Gesetze der Natur und der Vernunft reformiert werden.“

Demnach und dem modernen Verständnis von Gleichberechtigung entsprechend sollte Frauen jeder Sport offen stehen. Auch in Bezug auf sportliche Wettbewerbe. Die Einführung der Olympischen Spiele der Neuzeit wurde 1894 als Wiederbegründung der antiken Festspiele im griechischen Olympia auf Anregung von Pierre de Coubertin beschlossen. Als „Treffen der Jugend der Welt“ sollten sie dem sportlichen Vergleich und der Völkerverständigung dienen. Auch hier war mit Jugend die männliche Jugend gemeint. Seit 1896 finden alle vier Jahre Olympische Spiele und seit 1924 Olympische Winterspiele

¹² <http://www.history.com/news/billie-jean-king-wins-the-battle-of-the-sexes-40-years-ago> (03.07.2017)

statt. Seit 1994 alternieren Winter- und Sommerspiele im zwei-jährigen Rhythmus. Der Weg für Frauen an den olympischen Spielen teilzunehmen war jedoch steinig und beschwerlich. Die Olympischen Spiele der Gegenwart waren von Männern für Männer erfunden worden. Frauen hatten in der olympischen Arena keinen Platz und in der olympischen Bewegung daher nichts zu melden. Wäre es nach dem Willen de Coubertins, dem „Erfinder“ der Spiele, gegangen, dann hätten Frauen überhaupt nur „die Aufgabe“ gehabt, die AthletEN von den ZuschauerInnenrängen aus mit ihrem Applaus zu bewundern und die SiegER zu würdigen. Deshalb durfte auch keine einzige Athletin bei den Wettkämpfen der ersten Olympischen Spiele in Athen 1896 antreten. Die Ironie des Schicksals brachte es mit sich, dass zwei Frauen „inoffiziell“ die Marathonstrecke liefen, eine vor und die andere nach den offiziellen Wettkämpfen.¹³ Bei den zweiten Olympischen Spielen, im Jahr 1900 in Paris, traten bereits 17 Frauen in den Disziplinen Golf und Tennis an. Außerdem ging eine deutsche Schwimmerin im Freistil an den Start. Die erste Olympiasiegerin überhaupt kam aus Frankreich und siegte gemeinsam mit drei Männern in einem Segelwettbewerb. Weitere gemischte Disziplinen waren Ballonfahren, Dressurreiten und Drachensteigen. 1904 bei den dritten Spielen traten entgegen insgesamt nur acht Bogenschützinnen an.

Als gewissermaßen Konkurrenzveranstaltung zu den Olympischen Spielen starteten am 24. März 1921 die ersten Frauen-Weltspiele in Monte-Carlo. Athletinnen aus der ganzen Welt traten in Monaco in verschiedenen Disziplinen an. Veranstaltet wurden die Spiele von der Frauen-Sport-Föderation (FSFI: Fédération Sportive Féminine Internationale), die Jahrzehnte lang für die Inklusion von Frauen bei Olympia kämpfte. Die Frauen-Weltspiele wurden insgesamt vier Mal ausgetragen bis das Internationale Olympische Komitee (IOC) Frauenwettkämpfe in das olympische Programm aufnahm.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg bestanden Widerstände gegen Frauen bei Olympia, die Zahl der Athletinnen nahm jedoch weiter zu, obwohl sie ihre Teilnahme an vielen Disziplinen hart

13 Vgl. Pfister, Getrud: Vom Ausschluss zur Integration? Frauen und Olympische Spiele. Sportpädagogik 20, 4, 5-11, 1995; Artikel in aktualisierter Form 2002 aufrufbar im Internet: http://www.dosb.de/fr/olympia/detail/news/vom_ausschluss_zur_integrations_frauen_und_olympische_spiele/

und langwierig erkämpfen mussten: 1952 waren erstmals Frauen berechtigt gemeinsam mit Männern an Reitsport-Wettbewerben teilzunehmen, seither erfolgt sowohl in den Einzel-, als auch in den Mannschaftsdisziplinen keine Unterteilung nach Geschlecht – weder bei den AthletInnen noch bei den Pferden. Seit 1984 durften Frauen Marathon laufen und den Siebenkampf bestreiten. 1988 kam der 10.000 Meter-Lauf hinzu, 1996 wurde Fußball für Frauen olympisch. In London 2012 waren dann bereits 44 Prozent aller teilnehmenden AthletInnen Frauen, erstmals bot jedes teilnehmende Land – außer St. Kitts and Nevis sowie der Insel Nauru – mindestens eine Frau auf.

Der anfangs synonym mit Sport verwendete Begriff der Gymnastik wird heute mit Boden und Geräteturnen und rhythmischer Sportgymnastik gleichgesetzt. Letztere ist eine der wenigen Sportarten, die bislang als reiner „Frauensport“ galt und damit seit 1984 nur für Frauen olympisch ist. Neben Synchronschwimmen und der Nordischen Kombination ist Rhythmische Sportgymnastik eine der letzten Bastionen, die im olympischen Wettbewerb nur für ein Geschlecht zugelassen sind, wobei es in den letzten Jahren vor allem in Japan, Korea und in Russland und Spanien erste Wettbewerbe für Männer gab. Weiter scheidet die nordische Kombination an der geringen Zahl von ausübenden Frauen. Im Synchronschwimmen wurde 2015 vorerst ein Mixed-Bewerb, Mann und Frau im „Paartanz“, bei der WM in Kazan, Russland eingeführt.

Trotzdem hat sich die Idee der Gleichberechtigung im (olympischen) Sport noch nicht überall durchgesetzt. Die Kanadier-Fahrerinnen bemühen sich weiter um ihre Aufnahme ins olympische Programm. Auch der Viererbob und die Doppelsitzer-Rodel sowie die Nordische Kombination stehen Frauen noch nicht offen. Das IOC verabschiedete jedoch kürzlich seine Reformagenda 2020: Künftig sollen bei Olympischen Spielen rund 50 Prozent Frauen teilnehmen. Außerdem sollen noch mehr Mixed-Teamwettbewerbe stattfinden. Weiter soll eine Nicht-Diskriminierung der sexuellen Orientierung von AthletInnen in die Olympische Charta aufgenommen werden.

Frauen werden jedoch nicht nur aktiv in der Mehrbeteiligung an etablierten Sportarten, sie beanspruchen auch neue Sportarten (fast ganz) für sich, wie im Roller Derby, der Verein „Vienna Roller Derby“ hat darüber einen Beitrag verfasst (siehe Seite 55).

Österreichische Sportförderung

Dass es im Sport Unterschiede zwischen Männern und Frauen gibt, ist nicht zu bestreiten: Egal ob im Freizeit- oder professionellen Spitzensport, Mädchen und Frauen sind auf allen Ebenen unterrepräsentiert. In den Leitungsgremien der österreichischen Sportverbände sind nur an die 20% Frauen vertreten. Der Frauenanteil unter ProfisportlerInnen aus Wien, die von der österreichischen Sporthilfe gefördert werden, liegt 2013 ebenfalls nur bei 26 %.¹⁴

Schlechtere Trainingsbedingungen, fehlende sozialrechtliche Absicherung und Unkenntnis geschlechtsspezifischer Trainingsvoraussetzungen erschweren Sportlerinnen den Weg zum Sieg. Österreich hat sich daher verpflichtet, Gender Mainstreaming in der Sportpolitik umzusetzen. Ein umfassendes Konzept zur Einführung von Gender Mainstreaming in die Sportförderung ist in Ausarbeitung. Gleichstellungsmaßnahmen werden zudem über Förderungsprojekte von Sportlerinnen gesetzt.¹⁵

Die Österreichische Bundes-Sportorganisation (BSO), die Interessenvertretung und Serviceorganisation des organisierten Sports in Österreich, arbeitet momentan ein umfassendes Konzept zur Einführung von Gender Mainstreaming in die österreichische Sportförderung aus. Ziel des Themenschwerpunktes „Gender Equality“ ist es, die Gleichstellung von Frauen und Männern in der österreichischen Sportlandschaft zu erreichen. Es geht dabei um eine gesamthafte Gleichstellung auf allen Ebenen, also sowohl in den sozialpolitischen Strukturen des Sports, als auch im aktiven Sport. BSO-Präsident Herbert Kocher begrüßt diesen Schritt: „Ich finde es wichtig, dass im Sport eine Gleichstellung zwischen Frauen und Männern erreicht werden soll. Dazu muss der Sport-

¹⁴ Vgl. Stadt Wien – MA 57 Frauenabteilung der Stadt Wien (Hrsg.): Wiener Gleichstellungsmonitor 2013, Kapitel Sport und Freizeit, S. 114 ff.

¹⁵ Vgl. Österreichisches Sportministerium: <https://www.sportministerium.at/de/themen/gesellschaft-und-sport/gleichbehandlung-und-gender-mainstreaming> (02.06.2017)

verein für Frauen ein attraktives Umfeld darstellen.“ Der BSO arbeitet darum auch mit dem Verein „100% Sport“, dem Kompetenzzentrum für Chancengleichheit im Österreichischen Sport, zusammen. Der Verein, eingerichtet vom Sportministerium, hat die Förderung der Gleichstellung in allen sportlichen Belangen zum Ziel, wie auch eine ausgewogene Besetzung von Sportgremien, eine gendergerechte Medienpräsentation und eine gendergerechte Ressourcenverteilung z.B. bei Sportstätten und Preisgeldern bei Wettkämpfen. Weiter prüft der Verein Gender Mainstreaming Projekte im Österreichischen Sport und berät zu Maßnahmen zur Sensibilisierung zum Thema sexuelle Diskriminierung im Sport.

Selbstbewusst schwitzen!

An einigen Beispielen lassen sich bereits positive Entwicklungen für Frauen in der Sportlandschaft nachzeichnen, so ist die Anzahl der gemeldeten Mädchen und Frauen im Fußballsport in Österreich stark gestiegen. Während in der Saison 2008/09 lediglich 7.000 aktive Spielerinnen gemeldet waren, betrug die Zahl 2011 bereits 17.000.¹⁶ Eine Studie die 2017 von der UEFA (Union of European Football Associations) mit der Universität von Birmingham mit über 4 000 Mädchen durchgeführt wurde, hat weiter bestätigt, dass Frauen, die im Teenager-Alter Fußball spielen, ein höheres Maß an Selbstvertrauen haben, als andere beliebte Sportarten. Am 1. Juni startete die UEFA auch eine Kampagne „Together #WePlayStrong“, mit welcher der Fußball bis 2022 zur teilnehmerstärksten Sportart bei Mädchen und Frauen in Europa gemacht werden soll.

Sportliche Frauen lassen sich heute weniger denn je durch sexistische Kommentare über ihre Körper von ihren Zielen abbringen und treten auch online selbstbewusst auf. Von 03.- bis 06. August 2017 findet beispielweise das Finale der Crossfit Games statt, wo Kraft in 15 Workouts innerhalb von 5 Tagen in unterschiedlichsten Leistungssportdisziplinen gemessen wird. Bei den Frauen gewann Katrín Davíðsdóttir den Titel zwei Jahre in Folge. Auf ihren Social Media Kanälen wie Instagram werden die Bilder ihrer Trainingseinheiten, ihres durchtrainierten Körpers und

16 Österreichischer Fußballbund: <http://www.oefb.at/frauenfussball-pid565>

Wettkämpfe mit mittlerweile durchgehend positiven Kommentaren versehen, wie „du bist so eine Inspiration“, „deine Muskeln sind toll“, „du siehst so stark aus, wow!“ . Die wenigen Bodyshamer beziehen sich größtenteils auf ihre eigenen (Kraft-)Ängste wie „die ist ja stärker als ich!“. Stark sind Frauen vor allem auch in der weiteren Eroberung von Männersportdomänen wie Tatiana Kai-Browne in ihrem Artikel über Boxen zeigt (siehe Seite 67).

Literatur:

Braun, Martha Stephanie (Hrsg.): Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine 1930

Brieber, Brigitt: Die Straße gehört uns. In Wienerin, Ausgabe Mai 2017

Eckstein, Ludwig: Die Sprache der menschlichen Leibeserscheinung, 1956

Eggeling, Tatjana: Schwule und Lesben im Sport, in: Eggeling/Feddersen, Queer Lectures 1 bis 4, Hamburg, 2008

Hartmann-Tews, Ilse: Forschung in Bewegung: Frauen- und Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft. In Cottmann, Angelika; Kortendiek, Beate; Schildmann (Hrsg.): Das undisziplinierte Geschlecht, Opladen 2000 <http://www.history.com/news/billie-jean-king-wins-the-battle-of-the-sexes-40-years-ago> (03.07.2017)

Pfister, Gertrud: Vom Ausschluss zur Integration? Frauen und Olympische Spiele. Sportpädagogik 20, 4, 5-11, 1995; Artikel in aktualisierter Form 2002 aufrufbar im Internet: http://www.dosb.de/fr/olympia/detail/news/vom_ausschluss_zur_integration_frauen_und_olympische_spiele/ (05.06.2017)

Pfister, Gertrud: Neue Frauen und weibliche Schwäche – Geschlechterarrangements und Sportdiskurse in der Weimarer Republik. in Krüger, Michael (Hrsg.): Der deutsche Sport auf dem Weg in die Moderne: Carl Diem und seine Zeit, 2009

Rose, Michaela: 100 Jahre Frauensport. Das Alte betrachten, um das Aktuelle zu beeinflussen – ein Rückblick auf 100 bewegte und bewegende Jahre Frauensport. Deutscher Olympischer Sportbund. Frankfurt am Main, 2011

Stichweh, Rudolph: Sport - Ausdifferenzierung, Funktion, Code, in: Sportwissenschaft, 20/ 4, 1990

Österreichischer Fußballbund: <http://www.oefb.at/frauenfussball-pid565> (30.05.2017)

Österreichisches Sportministerium: <https://www.sportministerium.at/de/themen/gesellschaft-und-sport/gleichbehandlung-und-gender-mainstreaming> (02.06.2017)

<http://derstandard.at/2000051561872/Machospruch-im-ORF-Armin-Assinger-muss-zum-Genderseminar> (12.06.2017)

Nicole Selmer, Mag.^a studierte Germanistik und Skandinavistik an den Universitäten Hamburg und Uppsala. 2004 erschien ihr Buch „Watching the Boys Play. Frauen als Fußballfans“ über weibliche Fans im Männerfußball. Sie schrieb zahlreiche Publikationen zu den Themen Fußball & Geschlecht, Fankultur und Antidiskriminierung. Seit Sommer 2014 ist sie stellvertretende Chefredakteurin des österreichischen Fußballmagazins ballesterer.

Nicole Selmer

Der Fußball der anderen

Wer Fußball sagt, meint Männerfußball. Männer spielen Fußball, Frauen spielen Frauenfußball. Der Weltfußballverband FIFA veranstaltet eine Fußball-Weltmeisterschaft – für Männer – und eine Frauen-Weltmeisterschaft. Das sind die offiziellen, geschützten Bezeichnungen, dem Namen des Frauenturniers ist sogar der Fußball selbst abhandengekommen. Beinahe klingt es, als wäre „Frauen“ die Disziplin, in der angetreten wird. Wir haben uns daran gewöhnt, Frauenfußball als eigenständige, vom Männerfußball getrennte Sportart wahrzunehmen. Einen dem Sport selbst innewohnenden Grund gibt es dafür nicht. Denn anders als Kinder spielen Frauen nicht nach anderen Regeln als Männer. Feldgröße, Spieldauer, Tore und Bälle – es ist alles gleich.

Zur Erfolgsgeschichte des Fußballs als MassenzuschauerInnensport, die in Österreich kurz vor dem Ersten Weltkrieg begann, gehört jedoch, dass er Männersache ist, das heißt mit symbolischen Zuschreibungen versehen, die um männlich konnotierte Werte wie Härte, Ehre und Kampf kreisen. „Fußball ist schließlich Männersport“ heißt es von Spielern, Trainern oder Funktionären, wenn es darum geht, dass besonders viel ausgehalten, gut gekämpft und wenig gejammert werde. Doch der Fußball als vornehmlich von Männern für Männer gespielter Sport, wie wir ihn in Europa kennen, ist nicht naturgegeben – weder durch die Natur der Männer noch die des Sports. Er ist Resultat historischer und kultureller Prägungen.

Die Vermännlichung des Fußballs

In ihrer 2009 erschienenen Studie *Fußball als Paradoxon der Moderne* zeichnet die Soziologin Marion Müller die Geschichte des Fußballs vor dem Hintergrund der historischen Konstruktion der Geschlechterdifferenz nach. Sie kann zeigen, dass der moderne Fußball, der im ausgehenden 19. Jahrhundert entstand, keineswegs eine von Beginn an unhinterfragt männliche Angelegenheit war, sondern erst allmählich dazu gemacht wurde. Müller schreibt, „dass der Exklusion der Frauen aus dem Fußball die Segregation der Geschlechter im Spiel vorausging; in einem ersten Schritt wurden Frauen zu unwürdigen Spielgegnern und Mitspielern erklärt“. So wies 1902 die englische Football Association ihre Mitgliedsvereine an, das Spielen mit und gegen „Lady Teams“ künftig zu unterlassen. Diese Mahnung schränkte das Fußballspielen von Frauen zwar ein, doch sie weist auch darauf hin, dass es Frauentteams gab und dass sie – aus heutiger Sicht noch viel bemerkenswerter – um 1900 gegen Männerteams spielten. Zudem offenbar in so großer Zahl und Häufigkeit, dass es nötig war, sich diesem Thema zu widmen. Zwei Jahrzehnte später, 1921, wurde daraus ein – ideologisch unterfüttertes – Gesetz: Den während und nach dem Ersten Weltkrieg populären Frauentteams wurde die Benutzung der vereinseigenen Plätze untersagt, die Begründung: „[...] das Fußballspiel ist gänzlich ungeeignet für Damen und sollte nicht ermutigt werden.“

Der Kulturwissenschaftler Matthias Marschik hat unter anderem in seinem Buch *Frauenfußball und Maskulinität* von 2003 für die Etablierung des Fußballsports in Österreich bzw. in Wien eine ähnliche Entwicklung nachgezeichnet. Für die Zeit um 1900 lassen sich zwar nur wenige Quellen finden, die Fußball mit Frauen in Verbindung bringen, diese sind jedoch, wie Marschik schreibt, von vergleichsweiser Offenheit geprägt. So findet sich etwa auf der Titelseite des Wiener Sportblatt im November 1906 eine Fotoserie, die drei Männer in Hemd und Hose und eine Frau in Bluse und langem Rock unter der Überschrift „Fröhlicher Fussballsport“ beim Spiel zeigt, gleichberechtigt und ohne Wertung. Mit dem Aufstieg des Fußballs in den Jah-

ren kurz vor und dann nach dem Ersten Weltkrieg ging jedoch eine Abwertung fußballspielender Frauen etwa in Karikaturen einher. Eine wichtige Rolle spielte hier der Krieg selbst, der den Fußballsport in vielen Ländern Europas vorantrieb – weil er in die militärische Ausbildung integriert wurde, zur Ablenkung an der Front diente und den Zusammenhalt förderte.

Die enge Verbindung zum Militär machte den Fußball männlich, hart und national. Nach dem Ersten Weltkrieg erlebte er einen ökonomischen Aufschwung, er wurde zum Massenzuschauerinnensport und zum Wirtschaftsfaktor. Aus Fußballern wurden Stars, tausende Menschen besuchten die Spiele. Darunter waren auch Frauen, doch ihnen wurde ein gänzlich anderer Zugang zugeschrieben als den Männern. „Ich finde das Fußballspiel einfach entzückend. Insbesondere zwei Stürmer von Rapid“, so etwa ein fiktiver Leserinnenbrief von 1920, den das Illustrierte Sportblatt abdruckt und den Matthias Marschik zitiert. Es ist kein Einzelfall. „Die Ökonomisierung des Fußballs brachte es mit sich, dass auch auf weibliches Publikum nicht verzichtet werden sollte, doch ging man von einer Wesensverschiedenheit zwischen Frauen und Fußball aus, die Frauen nur mehr im Status der unbedarft Staunenden und Bewundernden denkbar scheinen ließ“, schreibt Marschik. Die Idee, dass sich Männer beim Fußball für das Spiel, Frauen beim Fußball hingegen für die Spieler interessieren, wurde vor 100 Jahren auf den Weg gebracht – und hat bis heute Bestand.

Österreichische Pionierinnen

Doch die Erfolgsgeschichte des Fußballs der Zwischenkriegszeit ist am Platz selbst keine rein männliche Angelegenheit. Für die Jahre 1923 und 1924 führt Matthias Marschik Belege für mehrere Spiele von Frauen und Teamgründungen an, unter anderem auf Initiative der Wochenzeitung Der Montag. Für die folgenden Jahre ist die Quellenlage dürftig, doch muss es Aktivitäten gegeben haben, denn im Herbst 1935 wurde die Damenfußball-Union gegründet, von Mai bis Juli 1936 fand eine erste Meisterschaft statt – einzigartig zum damaligen Zeitpunkt

in Europa. Helge Faller erforscht diese Jahre des österreichischen Frauenfußballs, in einem Artikel für das Fußballmagazin *ballesterer* zum 80-jährigen Jubiläum der Meisterschaft schreibt er über die Widerstände, die den Klubs und Spielerinnen entgegenstiegen. So schildert er etwa, dass der ÖFB die Nutzung der Plätze seiner Mitgliedervereine verbot und der Präsident des FAK Austria, Emanuel Schwarz, folgendes Urteil fällte: „Eine Frau als Fußballerin wirkt entschieden unästhetisch. Außerdem ist Fußball für Frauen ungesund und viel gefährlicher als für Männer, da sie viel empfindlichere Organe haben.“ Das sahen wohl nicht alle so. Durchschnittlich 500 Zuschauerinnen und Zuschauer besuchten die Spiele der ersten Saison. Den Titel gewann die Austria, die vom Männerverein gleichen Namens unabhängig war, nicht nur in der ersten, sondern auch den folgenden Spielzeiten. Der „Anschluss“ Österreichs 1938 beendete den Frauenfußball. Im Juni verhängte der Nationalsozialistische Reichsbund für Leibesübungen ein allgemeines Spielverbot für Frauen.

Damenteam North London
1895



Blickfang Geschlecht

Was Austria-Präsident Schwarz gegen den Fußball von Frauen ins Feld führte, hat den Sport auch die folgenden Jahrzehnte begleitet. Die Argumente lauten, kurz auf den Punkt gebracht:

unästhetisch, ungesund, unweiblich. Zeit und Einsicht haben einige von diesen Vorurteilen zum Verschwinden gebracht: Als ungesund für Frauen, weil womöglich eine Gefahr für ihre Gebärfähigkeit, gilt Fußball heute nicht mehr. Aber unweiblich? Das Klischee vom Lesbensport, von „Mannweibern“ mit dicken Oberschenkeln hat weiter Bestand. Und ja, zahlreiche Fußballerinnen sind lesbisch, trainierte Oberschenkel sind dicker als untrainierte, und beides entspricht nicht dem klassischen Weiblichkeitsideal. Das Urteil, Frauenfußball sei nicht ästhetisch, findet auch weiterhin immer wieder Zustimmung und zwar auf tückische Art und Weise. Entweder gelten fußballspielende Frauen an sich bereits als unpassend, oder es wird bemängelt, dass ihr Fußball unansehnlich sei, da er langsamer, weniger athletisch und technisch schlechter daherkomme. Verglichen mit dem „richtigen“ Fußball. Damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt – Frauen, die Fußball spielen, betreiben einen anderen Sport. Es ist, um es mit einem beliebten Vergleich zu formulieren, „Pferderennen mit Eseln“.

Vergleicht man Frauentteams mit Männerteams auf demselben Wettbewerbsniveau, so stimmt die Einschätzung in Hinblick auf geringeres Tempo und weniger Athletik sicher, hinsichtlich der Technik vielleicht in vielen Fällen. Doch die Pferde in diesem Rennen haben schon einige Runden Vorsprung, wenn die Esel erst loslaufen. Denn in den europäischen Ligen kicken Männer seit Jahrzehnten auf Profilevel, das hat ihren Sport vorangebracht. Schaut man sich die Aufzeichnung eines Fußballspiels auf hohem internationalem Niveau von vor 30 oder 40 Jahren an und vergleicht es hinsichtlich von Tempo, Laufwegen, Technik und athletischer Ausformung der Körper mit einem aktuellen Topspiel in der Champions League, könnte man ebenfalls den Schluss ziehen, es handle sich um Esel und Pferde, um eine andere Sportart. Ähnlich sieht es aus, wenn wir die heutige Champions League mit der untersten Spielklasse in Österreich vergleichen oder gar mit dem Kick von Freizeitspielern auf der Wiese.

„Je weiter Sie runtergehen, desto unansehnlicher wird es“, sagte der frühere Manager des FC Schalke 04, Rudi Assauer, 2003 der Frankfurter Rundschau. Er wurde damals anlässlich

des WM-Finales zwischen Deutschland und Schweden interviewt und sprach von Frauenfußball. Assauers Beobachtung trifft jedoch genauso auf den Männerfußball zu, die Schlussfolgerung, die er zieht – „Frauen sind zu etwas anderem geeignet als zum Fußball spielen“ – würde in diesem Fall dennoch niemandem einfallen. Das Verhältnis des Freizeitfußballs der Männer zum „Muttersport“ Fußball ist ein anderes als das des Frauenfußballs zum Fußball. Entscheidend ist bei diesen Klassifizierungen, ob nach Gemeinsamkeiten oder Unterschieden geschaut wird. Und hier ist die Geschlechtersegregation im Fußball so etabliert, dass sie sofort den Blick auf sich zieht. Beobachtete Unterschiede zwischen den Geschlechtern spielen sofort eine weitaus größere Rolle als die Gemeinsamkeiten.

Während Männer in Europa seit vielen Jahrzehnten professionell Fußball spielen, ist die Geschichte des organisierten Frauenfußballs noch kurz. Damit fehlt es ihm an der Fülle statistischer historischer Daten aus Ergebnissen, Toren und Transfers, die ein so reiches Kommunikationsfeld für die Männerfußball-Fans bieten. Die erste Weltmeisterschaft für Fußballerinnen fand 1991 statt, die erste Europameisterschaft 1984. Anders als das „Wunder von Bern“ oder jenes von Cordoba, das „Jahrhundertspiel“ oder die „Hand Gottes“ haben Frauenfußballspiele noch kaum den Weg in das kollektive Gedächtnis gefunden. Das ist nicht nur eine Frage der tatsächlichen sportlichen Ereignisgeschichte, sondern vor allem eine der Inszenierung dieser Ereignisse und ihrer medialen Aufbereitung. Frauen spielen auf Plätzen, Männer spielen in Stadien vor zehntausenden von Zuschauerinnen und Zuschauern, begleitet von einer Fankultur, die ebenfalls eine jahrzehntelange Geschichte mit sich trägt, und im Fernsehen verfolgt von weiteren Millionen. Dieser Unterschied prägt den Sport weitaus stärker als das Geschlecht der Spielenden.

In der Nische

In Österreich geriet die Pionierinnenzeit des Frauenfußballs der 1930er-Jahre in Vergessenheit, nach dem Krieg erschwer-

te der ÖFB eine Anknüpfung, indem er seinen Vereinen eine Platzfreigabe für Spiele von Frauentteams erneut untersagte. Erst 1968 begann die USC Landhaus mit einer Frauensektion einen Neubeginn, 1972 wurde wieder eine Meisterschaft ausgespielt. Sie findet heute unter dem Dach des ÖFB statt, von 500 Fans pro Spiel wie in den 1930ern können die Klubs nur träumen, der ZuschauerInnenschnitt liegt im zwei- bis dreistelligen Bereich. Immerhin verzeichnet der ÖFB einen steigenden Zuspruch bei den Spielerinnen. Von 7.000 registrierten Aktiven im Jahr 2009 stieg die Zahl kickender Frauen und Mädchen nach Angaben des Verbands auf 17.000 im Jahr 2011 und knapp 19.000 im Jahr 2014. Das 2011/2012 eingerichtete Nationale Zentrum für Frauenfußball in St. Pölten hat die Strukturen, insbesondere für den Nachwuchs, verbessern können.

Für Frauen ist Fußball meist kein Profisport, und schon gar keiner, mit dem sie genug verdienen, um auch für die Zeit nach der Karriere abgesichert zu sein. Das gilt auch für internationale Schwergewichte wie Brasilien, Deutschland, Schweden und die USA. Nur in wenigen Ligen und dort längst nicht bei allen Klubs spielen Frauen heute unter professionellen Bedingungen Fußball. Ausbildung, Studium oder Erwerbsarbeit neben der Karriere am Platz sind die Regel. Dennoch trainieren und spielen sie, täglich und wöchentlich, mitunter nicht nur in der Liga, sondern auch im Europacup und im Nationalteam. „Scheiß-Millionärinnen“-Rufe werden den Frauen von den Tribünen in absehbarer Zeit nicht entgegenschallen. Fußball ist ein Milliardengeschäft, doch mit Frauenfußball lassen sich aus TV-Rechten, Sponsoren und Merchandise deutlich weniger Einnahmen lukrieren. Er bleibt der „andere“ Fußball, mit weniger Sendezeit, weniger medialer Aufmerksamkeit und weniger Geld für die Protagonistinnen. Aus dieser Nische kommt der von Frauen gespielte Fußball nur in seltenen Momenten heraus – nämlich dann, wenn er auf einer großen Bühne stattfindet und der Männerfußball pausiert. In diesem Sommer ist es während der Europameisterschaft in den Niederlanden wieder so weit.

Gloria Halder, MA studiert Rechtswissenschaften an der Universität Wien. Zuletzt hat sie ihr Masterstudium der Internationalen Entwicklung mit der Arbeit „Buntes Wien? Die (Re-)Produktion sozialer Ungleichheiten im Wiener Integrations- und Diversitätsmonitor“ abgeschlossen. Ihre Schwerpunkte liegen im Bereich der Migrationsforschung, (De-)Demokratisierungsprozessen und der Rechtsphilosophie. Zu Themen in diesen Feldern veröffentlichte sie Texte in Magazinen wie *juridikum* und *Falter*.

Gloria Halder

Sonne, Sand und Sexismus.

Beachvolleyball als Arena für Geschlechterkonstruktionen

Mit Beachvolleyball assoziieren die meisten Sand, Party und viel nackte Haut. Durch die Aufmachung der Turniere, wie beispielsweise dem Volleyball Grand Slam in Klagenfurt, verbindet man diesen Ballsport mit Entertainment und Spaß – nicht so sehr mit olympischem Wettkampf. Auch auf Grund der, über viele Jahre geltenden Kleiderordnungen, ist Beachvolleyball sowohl bei den Damen, als auch bei den Herren eine stark sexualisierte Sportart. Zudem sind die Herren- und die Damenliga bezüglich der Preisgelder der Turniere und Aufmerksamkeit in der Medienberichterstattung weitgehend gleichgestellt. Gerade dieses Spannungsfeld – zwischen sexualisierter Sportart und Gleichstellung – macht diesen Sport und dessen nähere Betrachtung so interessant und relevant.

Im Unterschied zu vielen Sportarten, bei denen das Hauptaugenmerk auf den männlichen Wettkämpfen liegt und es die Frauenliga „eben auch“ gibt, war und ist Beachvolleyball von Beginn an ein Sport, in dem Frauen und Männer annähernd gleichgestellt sind. Die Frauenliga gilt nicht als „die kleine Schwester“ der Herrendisziplin. Dies zeichnet sich bereits in der Betitelung ab. Während schlicht „Fußball“ die Männerdisziplin bezeichnet, wird „Frauen-Fußball“ stets als die Ausnahme, bzw. die Abweichung von der Norm genannt. Unter dem Titel „Beachvolleyball“ wird hingegen entweder generell von beiden Ligen gesprochen – oder jeweils in „Herren-Beachvolleyball“ und „Damen-Beachvolleyball“ differenziert. Auch die Preisgelder in den Ligen sind gleich und die ZuseherInnenzahlen ähnlich. Geht man den Gründen dafür nach, wieso Gleichstellung gerade in dieser Sportart funktioniert bzw. warum sie weniger geschlechtsspezifisch wahrgenommen wird, gibt verschiedene Antworten.

Bevor nun den Fragen nach Gleichstellung nachgegangen wird, soll das wissenschaftliche Konzept doing gender umrissen werden. Dieses ist von hoher Relevanz, wenn man der Frage nachgeht, welche gesellschaftlichen Praktiken, in diesem Fall Sportarten, als „Männersport“ oder „Frauensport“ wahrgenommen werden und welche gesellschaftlichen Auswirkungen dies hat. Unter doing gender versteht man die Reproduktion der gesellschaftlich konstruierten Zweigeschlechtlichkeit. Bestimmte Verhaltensweisen werden von der Allgemeinheit Männern oder Frauen zugeschrieben. Durch diese Zuschreibungen werden Geschlechteridentitäten (oder eben gender) und damit auch bestehende Hierarchien verfestigt oder sogar vertieft. Dieser Prozess passiert im Alltag ständig. Durch Erziehung, aber auch durch andere Mechanismen, wie beispielsweise Sprache, kommt es zu einer ständigen (Re-)produktion der Geschlechteridentitäten. So kann bereits der Sportunterricht dazu führen, dass Ballsportarten und insbesondere Fußball als Bubensportarten wahrgenommen werden, wogegen Mädchen Seilspringen oder Bodenturnen ausüben „sollen“. Auch Sprache ist hier relevant und kann zu einer Veränderung in der Wahrnehmung von Geschlechterrollen führen. Statt Sätzen wie „Das schaut schön aus“, wenn Mädchen Turnen, kann man beispielsweise die Dynamik der sportlichen Leistung loben und so Geschlechteridentitäten neu gestalten.

Grundsätzlich werden Ballsportarten eher Jungen bzw. Männern zugeschrieben. Frauen werden nicht als begabte Ballsportlerinnen wahrgenommen, das zeigen auch degradierende Phrasen wie beispielsweise „Du wirfst wie ein Mädchen“. Von klein auf werden Buben mehr zu Bällen „hin erzogen“ und sozialisiert. Insbesondere Fußball gilt als Männersportart, wogegen Handball und vor allem Volleyball mehr als neutrale Sportarten gesehen werden. Bei Volleyball kann das auch dadurch begründet sein, dass dieser Sport weitestgehend Körper-kontaktlos ist. Zusätzlich zu dieser Differenzierung in Männer- und Frauensportarten, kämpfen Frauen im Sport oft mit zwei Frauenbildern, die sie im Idealfall beide erfüllen müssen. Einerseits wird Frauen eine Ungeschicklichkeit zugeschrieben, mit der dann auch untalentierte Jungen benannt werden. Dabei ist natürlich auch im

Wettbewerbssport der Damen Geschicklichkeit und Talent wünschenswert und notwendig. Andererseits werden sportlich ehrgeizige Frauen, oder auch starke Werferinnen schnell als „Mannsweib“ betitelt. Stärke, Ehrgeiz und Erfolg werden so als etwas „Männliches“ tituliert und Frauen, die diese Werte leben, wird ihre „Weiblichkeit“ abgesprochen. Diese Widersprüchlichkeit lässt BeobachterInnen, je nach Bedarf, das jeweils passende Frauenbild in den Vordergrund rücken, sodass bei den Sportlerinnen immer Anlass für ein Gefühl des Fehlverhaltens hervorgerufen wird. Auch dadurch entsteht ein Machtmechanismus, der dabei hilft, bestehende Geschlechterhierarchien zu erhalten.¹ Diese Widersprüchlichkeit setzt sich auch in Bezug auf die Erwartungen an die körperlichen Eigenschaften der Sportlerinnen fort, während sie einerseits starke und sportliche Richtwerte erfüllen sollen, sollen sie zugleich hübsch und filigran bleiben. Frauen mit sichtbaren Muskeln werden schnell als maskulin beschrieben. So müssen im Beachvolleyball die Sportlerinnen zwar in den Bikinis eine gute (also weibliche) Figur machen und zugleich kräftig genug sein, um starke Angaben und scharfe Schläge bieten zu können. Das heißt auch hier muss die Balance zwischen sportlicher Leistung und weiblicher Ausstrahlung und Schönheit beachtet werden.

Innerhalb der Ballsportarten gelten Volleyball und auch Beachvolleyball am ehesten als Sport, der auch Frauen zugeschrieben wird. Einerseits liegt dies wohl daran, dass Volleyball als Massensportart verhältnismäßig jung ist, und dadurch nicht traditionell von einer Bevölkerungsgruppe besetzt ist. Vor allem im Beachvolleyball sind die Spielgeschwindigkeiten der Damen und Herren auf Grund des Sands ähnlich und es kommt auch mehr auf Ausdauer als auf reine Kraft an. Die Felder sind gleichgroß, alleine die Netz-Höhe unterscheidet die Ligen. Vor allem im AmateurInnenbereich ist Beachvolleyball deswegen auch gut als „Mixed-Sportart“, also für Teams aus einem Mann und einer Frau bestehend geeignet. Durch diese prinzipielle Offenheit wird auch der Einstieg in diese Sportart erleichtert. Bei Fußballspielen im Park, wo nur Jungen spielen – ist das Hemmnis mitzuspielen oft zu groß bzw. teilweise ist eine Betei-

¹ vgl. Kugelman 1994 81

ligung von Mädchen nicht erwünscht. Beim Beachvolleyball im öffentlichen Raum ist die Partizipationsmöglichkeit auf Grund der geschlechtlichen Durchmischung des Sports hingegen höher. Die Stadt Wien sieht (Beach-)Volleyball sogar als eine eher „Mädchen-spezifische“ Sportart. Dies geht zumindest aus dem Gender Budgeting Bericht aus dem Jahr 2006 hervor: Hier soll Mädchen durch die Errichtung von (Beach-)Volleyballplätzen in Parks mehr Möglichkeit zur Freizeitgestaltung in der Öffentlichkeit eingeräumt werden.²

Ein weiterer Grund, der vermutlich auch zur Gleichstellung beigetragen hat, sind die Dresse der Damen. Bevor Beachvolleyball in der Medienlandschaft etabliert war, konnte die Sportart der Öffentlichkeit, also Medien, aber auch Live-Publikum, vor allem durch viel nackte Haut und Sexappeal besser „verkauft“ werden. In diesem Kontext spielt vor allem die, mittlerweile liberalisierte, Kleiderordnung für Damen eine wesentliche Rolle. Bis zu den olympischen Spielen in London 2012 war die maximale Stoffbreite der Bikinihosen und Tops der Frauen genau reglementiert. Auch die Männerbekleidung unterlag bzw. unterliegt nach wie vor gewissen Einschränkungen, diese waren jedoch bei weitem nicht so extrem, wie die der Damen. So lag die Maximallänge für die Herrenhosen wenige Zentimeter über dem Knie, wogegen die Bikinihosen der Damen seitlich nicht breiter als 7cm sein durften und die Ärmel der enganliegenden Tank-Tops weitausgeschnitten sein mussten.³

Dass diese Kleiderordnungen im Regelwerk im Kapitel „Marketing“ standen, verdeutlicht nur, was der Zweck dieser Bestimmungen war. Heute wird vordergründig auf ein einheitliches Auftreten der Teams Wert gelegt. Obwohl die Kleiderordnungen mittlerweile gelockert wurden, tragen die meisten Frauentteams noch immer knappe Hosen und Bikini Oberteile. Diese selbstbestimmte Entscheidung ist nachvollziehbar, vor allem hinsichtlich der Temperatur und der Sonne, der BeachvolleyballerInnen beim Spielen ausgesetzt sind. Die sexistische Verpflichtung zu wenig Stoff konnte dennoch als höchst problematisch hinsichtlich einer Gleichberechtigung der Geschlechter gesehen

² vgl. Stadt Wien 2006 276
³ vgl. FIVB 2009 138f.
http://www.fivb.org/EN/BeachVolleyball/Competitions/WorldTour/2010/Handbook_PDF/2010/BVB-hb2010-ch04-pdf07.pdf.

werden. Gleichzeitig haben diese Kleiderordnungen stark zum attraktiven Image des Beachvolleyballs beigetragen. Sie haben gleichzeitig dazu geführt, dass die Damen-Liga von Anfang an ebenfalls medienwirksam war. Man könnte also zu dem Schluss kommen, dass es durch eine sexistische Kleiderordnung zu einer komplexeren Gleichstellung in einer Sportart gekommen ist. Bei den olympischen Spielen in Rio 2016 hat sich jedoch gezeigt, dass der Beachvolleyballplatz und seine Kleiderordnung nach wie vor Austragungsort der Ausverhandlung gesellschaftlicher Normen ist. Die muslimische Ägypterin Doaa Elghobashy konnte an dem Turnier teilnehmen, da sie auf Grund der liberalisierten Kleiderordnung nun ihr Hijab auch während des Spiels tragen durfte. Ihre Bekleidung wurde in den Medien lautstark diskutiert – vom „culture clash“ war die Rede. Die Debatte ist in diesem Kontext insofern relevant, als dass sie aufzeigt, dass wiederum – wenn auch diesmal aus einer anderen Perspektive – nur debattiert wurde, wie sich Frauen zu kleiden haben und die sportliche Leistung in den Hintergrund rückte.



Einsatz eines Beachvolleyballteams 2016

Abgesehen von den Kleiderordnungen bleibt auch noch die Medienberichterstattung, die einen wesentlichen Einfluss der Wahrnehmung von Geschlechterrollen im Sport einnimmt. Im Kontext von doing gender kommt natürlich der Medienberichterstattung eine wesentliche Rolle zu. Durch die Art wie etwas thematisiert und veranschaulicht wird, wird auch die Wahrnehmung der RezipientInnen geprägt. Wenn also in den Berichten zum Thema Beachvolleyball sowohl die Damen- als auch die Herrenliga als gleichermaßen sportlich und spannend besprochen wird und eben nicht das Narrativ von der „Ausnahme der Frauen im Sport“ wiederholt wird, kann dies zu Gleichstellung beitragen. Gleichzeitig können Bikinifotos und die Betonung des Sexappeals der Spielerinnen genau das Gegenteil bewirken. Sportjournalismus ist noch immer eine Männerdomäne. Das wirkt sich auch auf die Berichterstattung im Beachvolleyball aus. Spielerinnen werden oft mit Attraktivitätsattributen, wie „sexy“ und „hübsch“ beschrieben, wogegen bei Berichten über Männer meist die sportliche Ausdauer im Vordergrund steht.⁴ Ein ähnlich sexualisiertes Frauenbild zeichnet sich bei der visuellen Berichterstattung ab, wo Nahaufnahmen der spärlich bekleideten Spielerinnen sehr dominant sind.

Nachdem durch die Liberalisierung der Kleiderordnung ein Beitrag zur Gleichstellung von Männern und Frauen im Beachvolleyball geleistet wurde, liegt es nun vor allem an der medialen Berichterstattung, welches Frauenbild transportiert wird. Hier sollten Turnierergebnisse und sportliche Leistung mehr in den Vordergrund rücken, um eine Gleichwertigkeit von Athletinnen und Athleten zu erzeugen. Eine gleichberechtigte Sprache in den Medien, kann sich neben dem Sport auch auf andere Lebenswelten ausweiten. Somit kann Sport eine geeignete Arena sein, um Geschlechteridentitäten neu zu verhandeln. In diesem Rahmen wird dann neu definiert, welche Sportarten, aber auch Eigenschaften und Praktiken den Geschlechterrollen zugeschrieben werden. Das Ziel sollte jedenfalls sein die Teilung in Männer- und Frauensportarten generell aufzugeben und von einem Denken in Zweigeschlechtlichkeit abzurücken. Grundsätzlich sollte es die Möglichkeit geben, die Sportart, aber auch Entscheidungen im

⁴ vgl. Beranek 2010 93f.

Bereich Karriere und Familie, unabhängig von gesellschaftlichen Konventionen und festgeschriebenen Rollenbildern auszuwählen.

Auch in Bereichen, wo es möglicherweise nicht offensichtlich ist, wie beispielsweise dem Sport werden also Geschlechterrollen ständig (re-)produziert. Insofern kann die wissenschaftliche Analyse gerade in diesem bisweilen unterschätzten Forschungsfeld, Beachvolleyball, zur Gleichstellung und Gerechtigkeit beitragen.

Literatur:

Beranek, Claudia (2010): BeachvolleyballerInnen im Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Eine geschlechtsbezogen unterschiedliche Berichterstattung in den österreichischen Printmedien „Kronen Zeitung“, „Die Presse“ und „Sportwoche“? Diplomarbeit, Universität Wien.

Erber, Anna (2005): Wahrnehmung von Gender-Identität im Leistungssport anhand eines Vergleichs zwischen Volleyballerinnen und Handballerinnen. Diplomarbeit, Universität Wien.

FIBV (2009): http://www.fivb.org/EN/BeachVolleyball/Competitions/WorldTour/2010/Handbook_PDF/2010/BVB-hb2010-ch04-pdf07.pdf [Zugriff: 23.05.2017]

Kugelman, Claudia (1994): Starke Mädchen – schöne Frauen. Weiblichkeitszwang und Sport im Alltag. Butzbach – Griedel: Afra Verlag.

Stadt Wien (2006): <https://www.wien.gv.at/finanzen/budget/va06/pdf/32.pdf> [Zugriff: 23.05.2017]

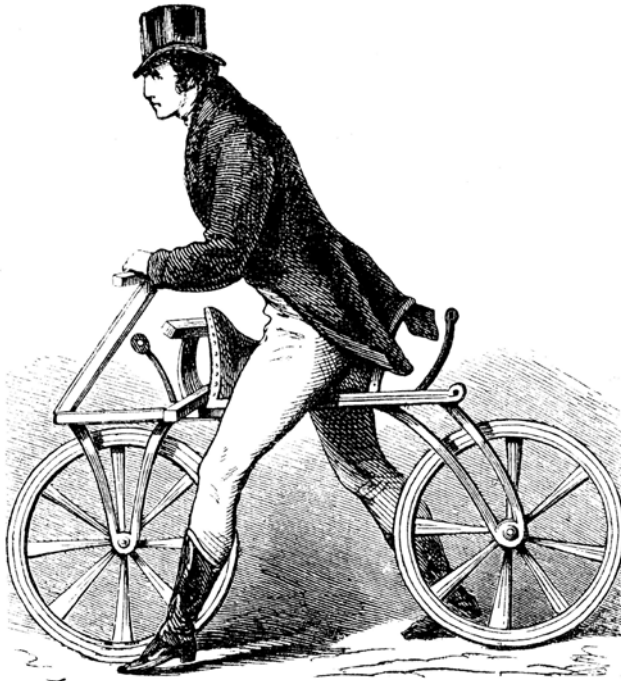
Petra Sturm (Mag.ª), freie Journalistin, Texterin und Radhistorikerin. Geboren in Salzburg. Studium in Publizistik, Geschichte und Filmwissenschaften an den Universitäten Wien und Rennes II (Frankreich). Publikationen zum Thema Radfahren seit 2007 in zahlreichen österreichischen und deutschen Medien u.a. in Falter, Fahrstil, Cycle oder Velosophie. Derzeit forscht sie zu den vergessenen österreichischen Rennradpionierinnen der 1890er Jahre.

Petra Sturm

Schneller als erlaubt!

Radfahrende Frauen haben selbstbewusst die Öffentlichkeit erobert, immer mehr steigen auf. Ein kleiner Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Bestandsaufnahme rund um Emanzipation, sportliche Fahrradpionierinnen und Frauenpower auf zwei Rädern in Wien und Österreich.

Das Fahrrad wird dieses Jahr 200 Jahre alt. 1817 erfand Freiherr von Drais die moderne Urform des Rads – die Draisine. Erst über 70 Jahre später, mit Einführung eigener Damenradmodelle, war es dann gesellschaftlich akzeptiert, dass sich Frauen auf die Räder schwingen.



Draisine um 1818

Das Jubiläumsjahr 2017 ist somit ein guter Anlass insbesondere die bewegte Geschichte von radfahrenden Frauen in den Mittelpunkt zu stellen. Warum waren radelnde Frauen und insbesondere Frauenradspport so lange verpönt? Wer waren die Pionierinnen und Trendsetterinnen und was waren historische Meilensteine? Welche Rolle spielen Geschlechterunterschiede und Stereotype heute? Und, weil es beim Radeln vor allem um Praxis und Freude geht: Welche Möglichkeiten haben sportliche Fahrradfahrerinnen im Wien des Jahres 2017?

Frauenradgeschichte neu aufgerollt

Ein Blick zurück in die Anfänge der Frauen - Radgeschichte: Unsittlich, unschön, gebärmutter- oder haltungsschädigend (Katzenbuckel), die Mimik verzerrend (das sogenannte Bicycle Gesicht), Onanie mittels Sattel – die Liste der Vorurteile gegen radelnde Frauen war lange und böse. Frauenradfahren entsprach nicht den gesellschaftlichen Konventionen und der herrschenden (männlich geprägten) Ordnung. Es gab viele Polemiken gegen Rad fahrende Frauen. Fahrradfahren als Betätigung sowie die unabhängige Fortbewegung auf der Straße oder in der Öffentlichkeit war für Frauen zunächst per se „nicht schicklich“.¹

Kein Thema allerdings hat das Frauenradfahren so vehement und lange blockiert wie die Kleidungsfrage. Eine Draisine oder das wegen der artistischen Leistung als sehr männlich konnotierte Hochrad mit langem Rock zu besteigen oder zu fahren war schwierig, vor allem wenn Frau dabei unfallfrei bleiben wollte. Auf der anderen Seite stellte das größte Ärgernis dar, sich, wie es eben zum Bewegen des Rades am praktischsten ist, mit Hosen oder hosenähnlicher Kleidung und entblößten Knöcheln und Waden in der Öffentlichkeit zu zeigen. Hosentragen war eindeutig Männern vorbehalten.

Am ehesten konnten es sich adelige Frauen leisten, im Schutz herrschaftlicher Privatparks, Radfahren auszuprobieren, oder Schauspielerinnen und Balletteusen, die ohnehin in der Öffentlichkeit exponiert waren. In Frankreich waren es dann

¹ Vgl. dazu etwa Ausführungen in Maierhof/Schröder 1992 oder Bleckmann 1996.

auch Frauen aus diesen Berufsständen, die das Rad werbewirksam vorführen und als erste an Rennen teilnehmen konnten.²

Die augenscheinlichste Lösung für das Kleiderhemmnis beim Radfahren war die Konstruktion von eigenen Damenfahrrädern. Die Damenmodelle des klassischen Niederrads, also jenes Rads, das sich 1886 gegen Hochrad, Dreirad und Co durchsetzte, in den 1890er Jahren massentauglich wurde und einen wahren Radboom auslöste, konnte zur Wahrung der Schicklichkeit auch mit Rock bestiegen werden. Damit wurde der Prototyp des Frauenrads erfunden. Gegen gesellschaftliche Widerstände mussten radelnde Frauen allerdings weiter entgegenstrampeln, und die Frage Rock oder Hose war noch lange nicht geklärt – insbesondere für Frauen mit sportlichen Ambitionen.

Wagten sich anfangs nur wenige Frauen aufs Rad, änderte sich die Anzahl der radelnden Frauen in Wien vor der Jahrhundertwende schlagartig. Zunächst nur für Großbürgerinnen und Adelige leistbar, wird das Fahrrad auch in normalen bürgerlichen Kreisen zum mondänen Lifestyle-Gefährt und lockte immer mehr Frauen raus aus dem Heim und auf die Straßen. Für die Frauen der ArbeiterInnenklasse wurde das Rad erst Jahre später erschwinglich.

Die gesellige Komponente spielte dabei auch eine Rolle. Fahrradschulen, Fahrradkränzchen oder Ausfahrten mit Fahrradclubs waren vor der Jahrhundertwende beliebte Gesellschaftsorte und boten auch neue Anbahnungsmöglichkeiten mit dem anderen Geschlecht. Mit Fachzeitschriften wie die *Draisena*. Erstes und ältestes Sportblatt der radfahrenden Frauen (1895 gegründet, seit 1897 mit eigener Wiener Redaktion) bekamen Radlerinnen erstmals ein eigenes Forum. Weil das richtige Benehmen am Rad für Frauen ein Thema war, gab es vom Wiener Mode Verlag ein eigens herausgegebenes Benimmbuch, das *Vademecum für Radfahrerinnen* (1897) rund um Fragen der Etikette und Mode. Vom eleganten Auf- und Absteigen bis zum richtigen Verhalten bei Tandemausfahrten mit Herren. Um nicht nur Begleiterinnen oder Tandemanhängsel ihrer Väter, Brüder und Männer,

² Das erste Damenrennen überhaupt fand laut Quellen von Maierhof/Schröder (1992, 116) 1868 in Bordeaux über eine Distanz von 500 Metern statt, vier Frauen nahmen teil.

Gesellschaftsaufputz, sondern vollwertige Vereinsmitglieder zu sein – viele etablierte Fahrradvereine erlaubten Frauen nur außerordentliche Mitgliedschaften oder untersagten sie ganz – gründeten leidenschaftliche Radlerinnen Frauenvereine.³ 1893 wurde der Grazer Damen Bicycle Club⁴ gegründet, einer der ersten im deutschsprachigen Raum, etwas später dann der erste Wiener Damen Bicycle Verein.

Radfahren und Emanzipation

Ins 20. Jahrhundert starteten Frauen um einiges freier und um einiges emanzipierter - auch dank des Fahrrads, so Rosa Mayreder. „Das Bicycle hat zur Emanzipation von Frauen aus den höheren Gesellschaftsschichten mehr beigetragen als alle Bestrebungen der Frauenbewegungen zusammengenommen“, resümierte die Wiener Künstlerin und Frauenrechtlerin zu Beginn des Jahrhunderts.

Tatsächlich, viele Kämpfe der Frauenbewegung, etwa gegen Korsett und Zurückdrängung an den häuslichen Herd, für mehr Gleichheit und Rechte, wurden Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts auch am Rad ausgefochten. Beim Radfahren war die Frau mehr als bei anderen Sport- oder Freizeitbetätigungen in der Öffentlichkeit exponiert. Das Rad erweiterte den Aktionsradius von Frauen - den Bewegungs- als auch den sozialen Radius -, symbolisierte Freiheit und stand für Eroberung von Öffentlichkeit und Straßen.

Welchen Bezug Rosa Mayreder persönlich zum Rad hatte, ist nicht belegt, es gab jedenfalls weltweit viele Frauenrechtlerinnen, Suffrageten, Feministinnen, die das Fahrrad für sich und den Kampf der Frauen um mehr Rechte in die Arena schickten. Emily Pankhurst und ihre Töchter etwa waren Mitglieder beim Clarion Cycle Club, einem sozialistischen englischen Fahrradverein, und einem jener Vereine, in denen Frauen von Anbeginn der Gründung (1894) ordentliche Mitglieder sein durften.⁵ Auch von österreichischen Frauenrechtlerinnen, etwa der Sozialdemokratin Anna Boschek, der ersten Frau im Parteivorstand der Sozialde-

³ Mehr zu Frauenradfahren in Wien um 1900 siehe Sturm 2013.

⁴ Vgl. Harrer 1996.

⁵ Vgl. dazu etwa: www.theguardian.com/environment/bike-blog/2015/jun/09/feminism-escape-widening-gene-pools-secret-history-of-19th-century-cyclists

mokratischen Arbeiterpartei (SDAP) gibt es Fotos, die sie beim Radfahren zeigen.

Die Befreiung vom harten Korsett, einem Kleiderzwang, der vor allem Frauen aus höheren Gesellschaftsschichten betraf, wird dem Fahrrad zugeschrieben, genauso spielte es eine gewichtige Rolle für die Möglichkeit, dass Frauen Hosen tragen durften. Beides waren Auflockerungen von Bekleidungs Vorschriften, für die Vertreterinnen internationaler und nationaler Kleider-Reformbewegungen (Stichwort Rationel-Dress) lange kämpften. Mit eingeschnürtem Brustkorb und Taille lässt sich nicht gut radeln, für den Verzicht beim Radeln plädierten daher auch Ärzte.

Über das Radfahren rutschten die Rocksäume immer höher und es wurden unterschiedliche Arten von Hosen bzw. Rockhosenkombinationen entwickelt – also Hosenröcke, Zuavenröcke (außen Rockoptik, drunter trägt Frau Hose) und Pumphosen, genannt Bloomers. Das Fahrrad verhalf der von der amerikanischen Frauenrechtlerin Amelia Bloomer entworfenen weiten, bauschigen Hose zu internationaler Bekanntheit.



Fahrradoutfit mit Bloomers
um 1894 Harpers Bazaar

Radfahrende Frauen, die die Öffentlichkeit erobern, die Erstarkung diverser Frauenbewegungen und der Kampf um die Ausweitung der Frauenrechte, das hat sich zeitlich gut getroffen und gegenseitig gestärkt!

Aber bitte nicht zu sportlich

Je mehr Frauen das Rad als Alltagsverkehrsmittel benutzen, desto normaler wurde also auch die weibliche Mobilität. Für Radlerinnen, die als Sportlerinnen ernst genommen werden wollten, war der Weg allerdings eine Spur steiniger. Den sportlichsten und fortschrittlichsten Radlerinnen wurde seit Anbeginn das größte gesellschaftliche Unverständnis entgegengebracht, weil sie nicht dem weiblichen Körperbild entsprachen. Eine verschwitzte Frau, die ihre Muskeln trainierte, galt als unweiblich. Für Frauen hieß es lange, gemäß des weiblichen Tugendideals, bloß nicht zu aktiv und schon gar nicht wettbewerbsorientiert zu sein. Kraftaufwand und Ästhetik entschieden darüber, ob eine Sportart für Frauen akzeptabel war.⁶ Mit Resten dieses Denkens sind Rennradlerinnen oder Mountainbikerinnen bis heute konfrontiert. Wenig verwunderlich galten in den ersten Jahren nach der Einführung des Niederrads übliche Fahrraddisziplinen wie tänzerische Fahrradreigen oder blumenreiche Fahrradkorsos als der weiblichen Sportlichkeit gemäß, Rennen allerdings nicht. Sportarten wie Tennis, Eislauf oder Schwimmen konnten sich im Vergleich dazu früher auch als Frauensportdisziplinen durchsetzen.

Die physischen, sozialen und mentalen Hindernisse für Frauen, sportlich unterwegs zu sein, waren groß. Viele haben sich dennoch von Anbeginn auf Herrenräder und die schnittigeren Rennmodelle gewagt, und Rennen oder lange Distanzen bewältigt. Bis heute gilt Rennradsport als eine Männerdomäne. 1893 fand in Baden bei Wien das erste österreichische Damenrennen statt. Ende der 1890er Jahre wurde Frauenradsport jedoch von vielen Radsportverbänden Europas explizit verboten. Erst seit 1990 gibt es in Österreich offizielle Straßenmeisterschaften für Frauen. 2008 holte die mehrfache österreichische Staatsmeisterin Christiane Soeder den Gesamtetappensieg des Grande Boucle

⁶ Vgl. Feuchtner 1992.

Féminine, dem damaligen Gegenstück zur Tour de France der Männer.

Vergessene Wiener Role Models

Die Rennsportgeschichte der Frauen ist international wenig, in Österreich so gut wie gar nicht erforscht. Lückenlose Biographien wird man auch von kaum einer dieser Rennradpionierinnen finden. Die Geschichte zeigt, Radsportverbände oder Medien zählen bis heute nicht zu den großen Förderinnen des Frauenradsports: Launische Verbote, eingeschränkte Mitgliedschaften, mangelnde Berichterstattung. Dennoch, es hat sie gegeben, sie fanden – je nach Goodwill des Redakteurs/ der Redakteurin – Erwähnung in Fahrradfachzeitschriften, Tageszeitungen oder Vereinsmeldungen, und wir können heute von ihnen berichten. Diese Pionierinnen waren und sind mit ihren Leistungen Role Models für Rennradfahrerinnen, passionierte Hobbyfahrerinnen, Einsteigerinnen oder Pros von heute sein.

„Wenn wir auch über Damenwettfahrten unsere eigenen Ansichten haben, so hat uns gerade Fräulein Schredl durch ihre bisherigen Leistungen alle Achtung abgerungen“ heißt es 1896 in Radfahr-Sport, deren Cover sie ziert. Lobend erwähnt wird dabei auch ihre „überraschende Elasticität und Ausdauer, wie man sie der zierlichen Figur nicht zugetraut hätte“. Herma Schredel, Anna Hladik, Adele Metzenhofer oder Mizzi Wokrina, heißen etwa die Siegerinnen bei den überlieferten österreichisch-ungarischen Damenbewerben rund um Wien.

Die Wienerin Cenci Flendrofsky (auch Flendrowsky) vom Fahrradverein „Velocitas“ vertrat Österreich-Ungarn 1897 beim 1. Internationalen Damenrennen Deutschlands in der Kategorie Tandemfahren in Berlin. In ihrer kurzen Zeit als Rennfahrerin gewann sie über 15 Preise.⁷ Drei Jahre später starb sie an den Folgen eines Sturzes bei einem Tripletrennen (ein Tridem) auf der Wiener Bellaria und der damit einhergehenden Blutvergiftung in jungen Jahren. In ihrem Nachruf im Deutschen Volksblatt von 5. 12. 1900⁸ hieß es über sie: „Fräulein Flendrofsky war in

⁷ Vgl. Draisena 1898, S. 502 und 1898a, S. 533.

⁸ Vgl. Deutsches Volksblatt, 1900, S. 15.

der Sportwelt eine bekannte Persönlichkeit, die als Rennfahrerin bedeutende Erfolge aufzuweisen hatte und eine Renntechnik besass, wie man sie bei keiner anderen Rennfahrerin findet.“

Cenzi Flendrofsky, eine der ersten Radrennfahrerinnen



Wie auch von den Gründerinnen des ersten Grazer Bicycle Vereins und anderen Rad fahrenden Frauen belegt,⁹ ist anzunehmen, dass Cenci Flendrofsky und andere österreichische Rennradpionierinnen durch ihr Umfeld mit Fahrradfahren sozialisiert wurden oder besondere Ermutigung erfuhren, aufs Rad zu steigen. Oft waren Väter, Brüder oder sonstige Verwandte in der Fahrradbranche (etwa Fahrradhändler) tätig oder in einem der zahlreichen Vereine als Fahrradfahrer aktiv.

Mit dem Erfolg von weiblichen Rennradikonen aus klassischen Rennrad-Ländern wie Frankreich, England, Amerika oder Belgien, konnten die österreichischen Rennradpionierinnen nicht ganz mithalten, dafür war Rennsport in Österreich prinzipiell zu wenig etabliert. Zum Vergleich, die Belgierin Hélène Dutrieu stellte 1895 den Stundenweltrekord für Frauen auf, im selben Jahr wurde sie im belgischen Ostende erste Frauenweltmeisterin im Sprint. Nach Beendigung ihrer kurzen Radkarriere trat sie

⁹ Vgl. Harrer 1996.10 Vgl. Sturm 2016.

im Varieté mit der Radsensationsnummer „Menschlicher Pfeil“ auf und war später eine der ersten Pilotinnen. Die Schwedin Tilli Anderson, Spitzname „Tillie the Terrible Swede“ wanderte für ihre Karriere nach Amerika aus und gewann dort in den experimentierfreudigen 1890ern viele Frauenwettbewerbe, wie etwa ein Sechstagesrennen. Die League of American Wheelmen bezeichnete sie als „beste Rennfahrerin der Welt“.¹⁰

Auch in puncto Sportmode zeigten sich die Wienerinnen eine Spur vorsichtiger als ihre internationalen Kolleginnen. Von Hélène Dutrieu, Tillie und Co. gibt es viele historische Fotoaufnahmen, die sie in enganliegender Rennkleidung, kurzer, enger Hose und engem Jersey oder Wollshirt zeigten. Österreicherinnen radelten mit weitaus bauschigeren Hosen, den erwähnten Bloomers, die im Alltagseinsatz durchaus bereits als emanzipiert galten, als Sportsdress aber nur bedingt taugten.

Selbst über eine flotte Radlerin wie Cenci Flendrofsky war in der Draisena nach ihrem Misserfolg beim Tandemwettbewerb beim 1. Internationalen Damenrennen Deutschlands 1898 zu lesen: „Weite Pumphosen und weite Blusen sind beim Wettfahren nicht am Platze, sind bei so einem flotten Tempo 5000 Meter in 7 Mi. 53 Sek nur hinderlich, durch ihre enganliegenden Kostüme waren daher die Französinen an und für sich schon im Vorteile“.¹¹

Stereotype und Klischees

Heute sind Frauen auf Rädern, zu jeder Tages- und Nachtzeit, behelmt bzw. unbehelmt, in Rock oder Hose ein gewohnter Anblick auf Wiens Straßen. Auf den ersten Blick gibt es beim Alltagsradeln keinen Geschlechterunterschied – Frauen dürfen genau wie Männer radeln, dennoch nutzen Männer statistisch gesehen, das Fahrrad häufiger. Bei Radmarathons liegt die Frauenbeteiligung allerdings auch heute nur – oder immerhin – bei 10 Prozent. Beim Rennradfahren bewegt sich Frau – ob sie will oder nicht – in einer Männerdomäne, das Geschlecht ist Thema.

¹⁰ Vgl. Sturm 2016.

¹¹ Draisena, 1898a, S. 533

Die Geschlechterteilung lässt sich zum Teil auch an Äußerlichkeiten festmachen. Oftmals wird von Rennfahrerinnen eine klischeehafte Weiblichkeit erwartet. Sie sollen schnell, aber bitte auch schön sein. Noch 2009 wurde beim Grande Boucle Féminine täglich nach Etappenende der sogenannte „Preis der Eleganz“ verliehen. Die Ästhetik spielt auch bei der Ausrüstung eine gewichtige Rolle.¹²

Aerodynamische, enganliegende Kleidung ist für Frauen zwar mittlerweile Standard und die Auswahl immer größer, da immer mehr Frauen in der Freizeit aufs Rennrad steigen. Von Farbgebung und Design wird Frauenrennkleidung oftmals noch farblich und musterlich so getrimmt, wie sich die Industrie Frauengeschmack vorstellt: pink, Blümchen und Schmetterlinge bestimmen das Sortiment, als gäbe es kein individuelles Geschmackempfinden. Bei den Rädern verhält es sich mitunter ähnlich.

Seit einigen Jahren produzieren einige Fahrradhersteller „Frauen-Rennräder“, mit speziellen Designs, aber auch spezifischen Geometrien und Rahmenhöhen. Dabei wird von den FahrradherstellernInnen davon ausgegangen, dass Frauen lange Beine und einen kurzen Oberkörper hätten und deshalb prinzipiell kürzere Rahmen und höhere Lenker bräuchten. Fahrrad-Ergonomie-ExpertInnen können diese Annahme allerdings nur bedingt bestätigen.

Wenn Frau keinen Verallgemeinerungen oder Marketingargumenten erliegen will, vertraut sie also besser auf eigenes Geschmackempfinden und fährt im Zweifelsfall womit sie sich wohlfühlt.

Geschlechterunterschiede in der Praxis

Ein kurzes Stimmungsbild aus der Praxis: Ingrid Sonneleitner, die selbst Frauen-Cups organisiert hat, ärgert sich, dass Frauenleistungen am Rennrad immer noch zu wenig Wertschätzung erfahren. Sie freut sich, dass die Rennradzene in ihrer Wahlheimat Österreich immer größer wird, allerdings gibt es zu wenig Lizenzrennen für Frauen. Tatsächlich sind österreichische Frauen, die eine Profirennradkarriere einschlagen, aus diesem Grund zumeist

¹² Vgl. Sturm 2016.

bei ausländischen Teams unter Vertrag. Frauen kämpfen darum, die gleichen Preisgelder wie Männer zu bekommen. Betreffend der Geschlechterunterschiede findet Sonnleitner Radrennsport eine der extremsten Sportarten, wobei der Konkurrenzkampf und das Messen zwischen Männern und Frauen völlig unnötig sei, da: „Frauen ohnehin schlichtweg zehn bis fünfzehn Prozent weniger Muskelmasse besitzen“.¹³

Die österreichische Ultratriathlon-Athletin Alexandra Meixner möchte aus den biologischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern keine prinzipielle anatomische Benachteiligung ableiten, da Muskeln aufgebaut werden können. Sie sieht sich erstaunlicher Weise gerade bei einer so toughen Sportdisziplin wie dem Ultratriathlon weniger mit Geschlechterunterschieden konfrontiert. Ihre Erklärung dafür: Sportdisziplinen, die relativ jung sind, seien prinzipiell offener für Sportlerinnen. Die Mittvierzigerin hat als erste Österreicherin und als weltweit eine von wenigen Frauen den Deca-Ultratriathlon im mexikanischen León geschafft. D.h. zehn Tage täglich 3,8 Kilometer Schwimmen, 42 Kilometer Laufen und 180 Kilometer Rad fahren.

Für Meixner, die im Alltag als Frauenärztin und Psychotherapeutin arbeitet, zählt bei diesem Sport vor allem die richtige Einstellung: „Willenskräftige Menschen gibt’s bei beiden Geschlechtern, Frauen trauen sich nur oft leider tendenziell zu wenig zu“ so Meixner, in einem Interview 2016.¹⁴

Gemeinsam sind wir stärker

Mangelndes Selbstvertrauen oder fehlende Sozialisation durch ein sportliches Umfeld hindern viele Frauen daran, in der Freizeit aufs Rennrad oder Mountainbike zu steigen. Viele Frauen sind unsicher oder fahren lieber alleine, weil das Umfeld ungeduldig ist. „Ich bin zu langsam, ich halte euch nur auf“, hat auch Miriam Kathrein anfangs oft gehört. Die in Wien lebende Vorarlbergerin mit holländischen Wurzeln ist Markenbotschafterin eines britischen Rennradmodelabels und

¹³ Vgl. dazu Interviewpassagen in Sturm 2016a, S. 120.

¹⁴ Ebd.

organisiert seit 2014 in Wien regelmäßige (Trainings-)Ausfahrten mit Freundinnen speziell für Frauen sowie Frauenrads events nach angloamerikanischem Modell.

Zwischen 60 und 100 Kilometer und mehr, mit Anstiegen, flotten Passagen durch den Wienerwald oder der Donau entlang. Mit Gleichgesinnten können Frauen in Gruppen wie der von Kathrein gemeinsam ausfahren, ambitioniert und anspruchsvoll, aber ohne den Druck, dem sie mitunter in einer gemischten Gruppe ausgesetzt sind. Mit dem Zusatz „No Drop Ride“ wird bei Trainingsausfahrten klargestellt: die Ausfahrt wird als Gruppe begonnen und auch als solche beendet. „Dieser Gruppenrückhalt stärkt das Selbstverständnis“, so Kathrein

Weil aber manchmal auch ein wenig sportlicher Ehrgeiz nicht schadet und man durch Herausforderungen als Fahrerin wächst, ist Kathrein mittlerweile einen Schritt weiter gegangen und hat 2016 die FASTHER Academy in Wien initiiert. Eine Initiative nach holländischem Vorbild, die Rennradfahrerinnen motivieren will, sich selbst mehr herauszufordern und manchmal an die eigenen Grenzen zu gehen. Auf dem Programm stehen Technikworkshops, gemeinsame Rides und Radrennen. Sportlich und ambitioniert geht es auch in dem Wiener MITZI and FRIENDS Women's Cycling Club zu, der ein eigenes Frauen-Racing-Team hat. Spezielle Angebote und Workshops für BMX und Mountainbike fahrende Frauen und Mädchen bieten seit zehn Jahren die in Wien und Graz stationierten Velochicks an.

Organisierte Rennradfahrerinnen leben damit vor: Das Rennrad ist ein Werkzeug für Selbstermächtigung und Empowerment! Dies gilt auch bei den Ausfahrten des Vienna International Cycle Clubs (VICC), seine größtenteils internationalen Mitglieder haben die gemeinschaftliche Ridekultur 2013 in Wien etabliert. Frauen sind gerne gesehen, wenn auch nicht stark vertreten. Wie der VICC organisieren sich auch die meisten Frauenradgruppen über Facebook und die Sozialen Medien.

Resümee: Mit oder ohne Männer radeln, schnell oder moderat, kürzere oder längere Strecken. Nur sporadisch oder regelmäßig trainieren, im Pulk strampeln, im Windschatten fahren, alleine, mit Freunden oder Freundinnen aufs Velo schwingen. Das Schöne ist, jeder/jede hat heute die Wahl! Nur mit der Profiradkarriere bleibt es für Frauen nach wie vor schwierig.

Tipps und Links:

www.fasther.net, [www.facebook.com/groups/fasther – women, cycling, training](https://www.facebook.com/groups/fasther-women-cycling-training)
www.mitziandfriends.at, www.facebook.com/groups/mitziandfriends/
www.velochicks.at www.facebook.com/velochicks.at/
www.bikesisters.net, www.facebook.com/bikesisters.net/
www.facebook.com/groups/viennainternationalcycleclub/

Literatur:

Basisliteratur zum Frauenradfahren:

Dörte Bleckmann: Wehe wenn sie losgelassen: Zu den Anfängen des Frauenradfahrens in Deutschland, Weil am Rhein: Maxime Verlag, 1998

Gudrun Maierhof/Katinka Schröder: Sie radeln wie ein Mann Madam: Als die Frauen das Rad eroberten, Dortmund: Ec. Ebersbach im efef-Verlag, 1992

Sonstige Quellen:

Deutsches Volksblatt, Wien, Nr. 4284, 5. Dezember 1900

Draisena, Erstes und ältestes Sportblatt der radfahrenden Damen, Dresden/Wien, Nr. 31, 28. September 1898

Draisena, Erstes und ältestes Sportblatt der radfahrenden Damen, Dresden/Wien, Nr. 33, 15. Oktober 1898a

Carmen Feuchtnr: Rekord kostet Anmut, meine Damen. Zur Körperkultur der Frau im Wiener Bürgertum (1880-1930), in: TAJB, Bd. 21: Neuere Frauengeschichte, Tel Aviv, 1992

Hilde Harrer: Der „Grazer Damen-Bicycle-Club“. Rad fahrende Frauen gegen Ende des 19. Jahrhunderts, in: Carmen Unterholzer, Ilse Wieser (Hg.), Über den Dächern von Graz ist Liesl wahrhaftig. Eine Stadtgeschichte der Grazer Frauen, Wien: Milena Verlag 1996

Radfahr-Sport, Wien, Nr. 41, 9. Oktober 1896

Gisela Stern: Vademecum für Radfahrerinnen, Wien/Leipzig: Verlag für Wiener Mode, 1897

Petra Sturm: Starke Frauen auf schnellen Rädern. Emanzipation, Empowerment und Leidenschaft. Immer mehr Frauen steigen auf“, in: Rennradfieber, Hg. von Wolfgang Gehrlich, Othmar Pruckner, Wien: Falter Verlag, 2016

Petra Sturm: Wir sind dann mal weg. Vier Frauen unterwegs in einer ehemaligen Männersphäre, in: Rennradfieber, Hg. von Wolfgang Gehrlich, Othmar Pruckner, Wien: Falter Verlag, 2016a

Petra Sturm: Die bewegte Frau. Rad fahrende Frauen in Wien um 1900, in: Motor bin ich selbst. 200 Jahre Radfahren in Wien, Hg. von Bernhard Hachleitner/Matthias Marschik/Rudolf Müllner/Michael Zappe, Wien: Metroverlag/Wienbibliothek, 2013

Vienna Roller Derby wurde als erster österreichischer Roller Derby Verein 2011 gegründet. In den letzten sechs Jahren ist die Mitgliederzahl stetig gestiegen. Der Verein zählt aktuell rund 80 Skater*innen sowie 10 Schiedsrichter*innen und sogenannte Non-Skating-Officials (NSOs). Neben dem A-Kader - den Vienna Roller Derby Oysters - besteht seit 2014 auch ein B-Team, die Beasts genannt werden. Es finden regelmässig Spiele beider Teams in Wien statt. Die Termine dazu werden auf www.viennarollerderby.org bekannt gegeben.

Vienna Roller Derby

Roller Derby. Feminismus und Vollkontaktsport auf Rollschuhen

Dieses Jahr findet zum zwölften Mal die Fußball-Europameisterschaft der Frauen 2017 statt. Ein Sportereignis, das im Vergleich zu anderen Fußballereignissen nur wenig mediale Aufmerksamkeit genießt. Auch in vielen anderen Bereichen ist der von Frauen ausgeübte Sport wesentlich weniger populär als die jeweilige Männersparte.

Bei Roller Derby ist das aber anders. Der in den letzten zehn Jahren auch in Europa immer bekannter gewordene Sport wird fast ausschließlich von Frauen betrieben und wenn doch einmal Männer am Spielfeld stehen, wird mit dem vorgestellten Men's Roller Derby extra darauf hingewiesen. Doch was genau hat es mit dieser selbstermächtigenden Sportart auf sich, die binäre Geschlechtervorstellungen hinterfragen will?

Was ist Roller Derby überhaupt? Das Spielerische ist schnell erklärt: Roller Derby wird von zwei gegeneinander antretenden Teams auf Rollschuhen ausgeübt. Auf einer ovalen Bahn versuchen Skater*innen dadurch zu punkten, dass sie Spieler*innen des gegnerischen Teams überholen. Es sind jeweils fünf Spieler*innen in einem Team: vier Blocker*innen und eine Jammer*in. Die Jammer*in ist mit Stern am Helm gekennzeichnet und als Einzige berechtigt Punkte zu machen. Beim Startpfiff versuchen die Jammer*innen der beiden Teams so schnell wie möglich durch das Pack der gegnerischen Blocker*innen zu kommen. Die Blocker*innen versuchen, die eigene Jammer*in zu unterstützen und die gegnerische am Punkte machen zu hindern.

So weit, so gut. Darüber hinaus gibt es aber auch noch ein paar Regeln, die zu beachten sind. Legaler Körperkontakt ist etwa limitiert auf die Hüften, Schultern und die Vorderseite des Oberkörpers. Illegale Berührungen, wie Festhalten oder Blocken in den Rücken, sind zu gefährlich und werden mit Strafen geahndet. Der Fokus des Spiels liegt aber dennoch auf dem kraftvollen Einsatz des gesamten Körpers, der den Gegner*innen entgegen gestellt wird. Nicht umsonst handelt es sich bei Roller Derby um einen sogenannten Vollkontaktsport. Dieser sportliche Zugang, der für viele Beteiligte vollkommenes Neuland darstellt, kann schnell die eigenen Grenzen aber vor allem auch ungeahnte neue Kräfte aufzeigen.

2011 wurde von drei Frauen der erste österreichische Roller Derby Verein, damals noch unter dem Namen „Vienna Rollergirls“, gegründet. Die Vision bestand darin, Roller Derby in Österreich bekannt zu machen und viele für den Sport auf Rollschuhen zu begeistern. Im August 2012 fand bereits das erste Spiel in Wien statt und seither wächst der Verein, der heute „Vienna Roller Derby“ heißt, kontinuierlich weiter. Es gibt mittlerweile ein A- und ein B-Team, die sich regelmäßig bei Spielen in Wien oder auch auswärts mit anderen Teams messen. So konnte sich Vienna Roller Derby in der europäischen Liga etablieren und wurde Anfang 2015 als vollwertiges Mitglied in den internationalen Dachverband für Roller Derby, der Women's Flat Track Derby Association (WFTDA), aufgenommen. Als Skater*in bei Vienna Roller Derby werden Frauen und Menschen, die sich im herkömmlichen binären Geschlechtermodell nicht festlegen oder einordnen wollen, zugelassen. Für Anfänger*innen gibt es außer der Volljährigkeit keine Anforderungen. Im Roller Derby sind alle willkommen, ganz egal wie dünn, dick, klein oder groß sie sind. Für jeden Körpertyp, der das Skaten erlernen kann, gibt es einen Platz im Team. Aber auch für alle anderen gibt es viele Positionen, die weniger oder keine sportliche Betätigung erfordern: skatend als Schiedsrichter*in oder nicht skatend als Coach, Line-Up Manager*in oder Non-Skating-Official. Roller Derby ist, selbst wenn es in Österreich noch recht unbekannt ist, ein Sport mit einer langen Entstehungsgeschichte. Die An-

fänge liegen in den 1930er Jahren als der US-Filmmacher Leo Seltzer die Idee hatte einen Roller Marathon zu organisieren. Bei diesem kreisten 25 Teams von je einer Frau und einem Mann vor einem Publikum von zwanzigtausend Personen im Chicago Coliseum auf Rollschuhen auf einer ovalen Strecke. Das Event dauerte einen Monat, elfeinhalb Stunden täglich musste immer ein Teammitglied am Track sein. Ziel war es, so schnell wie möglich 3000 Meilen zu fahren. Der Event war ein solcher Erfolg, dass Seltzer dieses Konzept weiterverfolgte.

1937 entwickelte sich Roller Derby zu einem Sport mit Körperkontakt, ähnlich zu heute, versuchten zwei Teams an je fünf Skater*innen sich gegenseitig zu überholen. Diese Spielform wurde in den USA sehr populär. Mit dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg wurde der Massensport darauf reduziert der Unterhaltung der Truppen zu dienen.¹ In den 1960er Jahren brachte Jerry Seltzer, Sohn von Leo Seltzer, Roller Derby als breitenwirksamen Sport zurück, vor allem das große Interesse von Fernsehstationen an der Übertragung der Spiele („Bouts“) trug dazu bei. Einige neue Regeln wie etwa die Helmpflicht wurden eingeführt. Parallel kamen andere Formen von Rollschuh sport auf, die allerdings aufgrund der Rechte von Seltzer am Namen nicht Roller Derby genannt werden durften. 1973 stellte Seltzer das Familienunternehmen Roller Derby ein. In den 1980er und 1990er Jahren gab es einzelne, misslungene Versuche den Sport wieder aufleben zu lassen, wie etwa Roller Jam, das auf Storylines und inszenierte Aktionen ähnlich wie beim Wrestling setzte.

Der heutige Sport belebt Roller Derby unter gänzlich anderen Vorzeichen wieder. Anfang der 2000er Jahre gründeten sich in Austin/ Texas Teams, die nur aus Frauen bestanden, und die mit neuen Regeln weg vom bisherigen Showcharakter des Sports wollten. Verankert in der Punkszene hatte der Sport von nun an einen klaren feministischen Anspruch. In nur wenigen Jahren entstanden über 100 verschiedene Teams, die dem Beispiel aus Austin folgten.

¹ Roller Skating Museum:
<http://www.rollerskating-museum.com/rollerderby.html>

Selbstbestimmtheit ist bis heute im Roller Derby ein zentraler Gedanke und spiegelt sich auch in dem 2004 gegründeten weltweiten Dachverband Women's Flat Track Derby Association (WFTDA) wider, in dem alle dazugehörigen Vereine ein Mitspracherecht haben. Heute gibt es über 2000 Teams weltweit, die vor allem in den USA, Australien und Europa beheimatet sind. Mittlerweile gibt es Vereine aber auch in Teilen Asiens und Afrikas - und der Sport wächst weiter.

Alternative Rollenbilder im Roller Derby

Im Gegensatz zu Roller Derby sind Frauen im Sport generell gesehen nach wie vor stark in der tatsächlichen Beteiligung sowie der medialen Darstellung unterrepräsentiert. Weiblich sozialisierte Personen werden gemeinhin weniger sportlich gefördert als männlich sozialisierte. Ein Unterschied, der sich ab der Zeit der Pubertät im sportlichen Verhalten von jungen Frauen und Männern bemerkbar macht. Vor allem Trans* Personen üben statistisch gesehen weniger Sport aus, das teils auf strukturelle Diskriminierung durch strikte binäre Einteilungen oder auch Hormontests zurückgeht. Vielen jungen Menschen fehlt die Motivation und die Förderung zur sportlichen Betätigung von außen und gerade Teamsport wird für Mädchen als nicht notwendig angesehen. Für viele ist es außerdem schwierig, eine passende Sportart zu finden. Als „typisch weiblich“ gelten eher jene, die vorrangig das Ziel der Fitness und der Gewichtsabnahme haben und ästhetische Bewegungsformen beinhalten, und weniger Kontakt- und Teamsportarten.

Roller Derby versucht nun mit diesen gängigen Klischees von Weiblichkeit im Sport zu brechen. Durch die Wurzeln in der Punk- und Rockabillyszene gehörten anfangs noch Netzstrümpfe und Röckchen zum Dresscode, doch sind diese heute athletischeren und praktischeren Outfits gewichen. Der individuellen Inszenierung der Spieler*innen sind aber grundsätzlich keine Grenzen gesetzt. Gerne tragen Skater*innen auffälliges Make-Up oder Kampfbemalungen und bilden sich durch ihre Derbynamen individuelle sportliche Alter-Egos. WarGina, Kno-

ckOut Nora, Bitch Buchannon und LegenTerry sind hier nur einzelne Beispiele.

„Im Sport erfahren Frauen eine Anerkennung für die Bewegungs- und Körperformen, die außerhalb als „unweiblich“ sanktioniert werden“, so Birgit Palzkill in einem Text zu „Identitätskonflikte von Frauen in der Männerdomäne Sport“.² Weiblich sozialisierte Personen entwickeln durch (Team-) Sportarten im Allgemeinen ein größeres Selbstbewusstsein. Die physische Stärke und die Identifikationsmöglichkeit als Teammitglied und Athlet*in wirken ermächtigend und sind vor allem für weiblich sozialisierte Personen empowernd, das innerhalb der Roller Derby Szene besonders beobachtet werden kann. Palzkill schreibt weiter: „Während Männer als Sportler in ihrer Geschlechtsidentität eher bestärkt werden, kann eine Sportlerin sich keineswegs als Frau fühlen, weil sie sportliche Höchstleistungen vollbringt, sondern höchstens, obwohl sie dies tut. [Anm.: Hervorhebungen im Original]“³ Roller Derby als Frauensport (im Gegensatz zu einer „Damenversion“ einer Sportart) arbeitet bewusst mit der Identitätspolitik der weiblichen und/oder nicht-binären Athlet*innen. Die Ausübung eines harten Teamsports und der solidarische und klar feministische Umgang in diesem Team tragen maßgeblich dazu bei. Im Roller Derby schließen sich queere Skater*innen etwa im sogenannten „Vagine Regime“ zusammen. In überregionalen Teams aus verschiedenen Ligen setzen sich Sportler*innen so für mehr Sichtbarkeit und Akzeptanz in der Gesellschaft ein. Auch einige Mitglieder von Vienna Roller Derby skaten im Vagine Regime Central Europe.

Roller Derby hat für sich einen inklusiven und diskriminierungsarmen Zugang zu Sport geschaffen und zeigt sich damit in der Sportwelt vergleichsweise fortschrittlich. Dass dies in der Praxis noch unzureichend umgesetzt wird, zeigt beispielsweise die geringe Beteiligung von nicht weißen Personen. Roller Derby ist außerdem ein Sport, der viele finanzielle und zeitliche Ressourcen fordert, was ebenso viele Personen ausschließt. Vienna Roller Derby versucht diesen exkludie-

² Palzkill (1991): 115

³ Palzkill 1991: 117

renden Faktoren beispielsweise durch solidarische finanzielle Unterstützung entgegen zu kommen.

Der Verein hat außerdem klare antidiskriminierende Richtlinien, die als Präambel der Statuten im Jahr 2014 verfasst wurden: „Die Skater_innen von Vienna Roller Derby sind antisexistisch, antirassistisch, antiheteronorm. Wir denken fair, offen, demokratisch und handeln auch so. Als Skater_innen sind alle Menschen zugelassen, die sich als Frauen fühlen und verstehen, sowie Personen, die sich im herkömmlichen binären Geschlechtermodell nicht festlegen wollen.“

Im September 2016 wurde Ähnliches auch auf internationaler Ebene von der Women's Flat Track Derby Association (WFTDA) festgeschrieben, in welcher auch Vienna Roller Derby organisiert ist. Auch die Men's Roller Derby Association spricht sich klar für transgender, intergeschlechtlichen und nicht-binären Personen und gegen Diskriminierung aus.

Die feministische Kultur von Roller Derby zeigt sich nicht nur an den politischen Grundsätzen, sondern auch an der Praxis der Selbstorganisation. Vereine werden von Skater*innen und allen anderen Mitgliedern selbst geführt und organisiert. Sie werden nach dem DIY (Do It Yourself)-Prinzip gestaltet und alle bestimmen gleichermaßen dabei mit und pflegen einen solidarischen Umgang miteinander. Dass eine Liga "skater owned and operated" ist, ist außerdem eine grundlegende Voraussetzung, um als Mitglied in die WFTDA aufgenommen zu werden. Auch Trainingseinheiten werden oft von Skater*innen selbst gehalten, manche Teams haben zusätzliche Trainer*innen und Coaches. Skater*innen bieten für die gesamte Roller Derby-Welt Gasttrainings oder Bootcamps an, damit alle direkt voneinander lernen können.

Eine Besonderheit des Wiener Roller Derby Teams stellt deren Cheerleading Gruppe dar. Cheerleaders gibt es zwar in manchen Roller Derby Ligen, bei Vienna Roller Derby sind dies allerdings Männer – die „Fearleaders“. Die Fearleaders treten

in knappen Hotpants und mit Pompoms auf und inszenieren (homo-) erotische Performances. Mit ihrer Inszenierung, vor allem in Gegenüberstellung mit dem Roller Derby Team, stellen sie hegemoniale Männlichkeit und klassische Rollenbilder von Geschlecht im Allgemeinen in Frage. Sie tanzen erotisch (miteinander) in enger Kleidung – um ein Sportteam anzufeuern, in dem Weiblichkeit stark, hart, athletisch und teamorientiert dargestellt wird. An Bekanntheit die Skater*innen mittlerweile übertreffend, reist die Gruppe auch alleine zu Veranstaltungen inner- und außerhalb der Derby-Welt in ganz Europa, und begeistert mit ihren witzigen, kreativen und athletischen Performances das Publikum. Mittlerweile hat auch Roller Derby Lille eine männliche Cheerleading Gruppe, dank der Vienna Fearleaders.

Was bringt die Zukunft?

Während Vienna Roller Derby vier Jahre lang das einzige österreichische Roller Derby Team war, wurden in den letzten beiden Jahren drei weitere Teams gegründet: 2015 die Steel City Rollers (Linz), 2016 die Fearless Bruisers (Innsbruck) sowie die Dust City Rollers (Graz), die mittlerweile schon mehrere Freundschaftsspiele gegeneinander bestritten haben und bald ihre ersten Bouts austragen werden. Erst die Gründung dieser Teams machte es möglich, dass österreichisches Roller Derby an die internationale Entwicklung des Sportes anschließen konnte. Ein eigener Dachverband, die Austrian Roller Derby Association (ARDA) befindet sich momentan in der Gründungsphase und wird für die Vernetzung zwischen den einzelnen Vereinen, die Planung der österreichischen Meister*innenschaften im Herbst 2017 sowie die Leitung des Nationalteams zuständig sein.

Nicht zuletzt die Weltmeister*innenschaften sind ein gutes Beispiel, um die schnelle Entwicklung des Sportes aufzuzeigen. Seit der ersten Austragung 2011 kommen von Mal zu Mal mehr Teams hinzu, sodass beim dritten World Cup, der 2018 in Manchester mit mehr als 40 teilnehmenden Ländern stattfinden wird, erstmals auch Skater*innen aus Österreich teilnehmen werden. Vor allem die Tatsache, dass der World Cup erstmals in Europa

A-Team, Oysters
Foto: Renate Schwarzmüller



B-Team, Beasts
Foto: Renate Schwarzmüller



Fearleaders
Foto: Renate Schwarzmüller



stattfindet, macht es für viele Spieler*innen finanziell möglich dabei zu sein, da ein Großteil der Kosten selbst übernommen werden muss. Die Nationalteamspieler*innen werden im Juni bei sogenannten „Tryouts“ ermittelt. Die Zulassungskriterien für das Team Austria werden dabei nicht auf formellen Kriterien wie der österreichischen Staatsbürger*innenschaft basieren, sondern offener gestaltet sein. So werden auch Skater*innen zugelassen, die seit längerer Zeit in österreichischen Vereinen spielen und durch ihr Engagement geholfen haben, den Sport in Österreich weiterzuentwickeln. In Anlehnung an das Leitbild „From the skater, by the skater“ und das „DIY“-Motto des Sports, sind auch die jeweiligen Nationalteams in der Planung des World Cups involviert und treffen wichtige Entscheidungen wie Austragungsort, Zulassungskriterien der einzelnen Spieler*innen oder Spielstruktur gemeinsam.

Für Kinder und Jugendliche hat Roller Derby ebenfalls großes Potential, da der Sport neben sportlichen Kompetenzen das Selbstbewusstsein stärkt und Teamfähigkeit fördert. Junior Derby, eine speziell auf die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen angepasste Version des Roller Derbys, wird bereits in vielen Ländern gespielt. Seit 2009 gibt es die Junior Roller Derby Association (JRDA), die ähnlich wie die WFTDA das Regelwerk stellt und seit 2014 internationale Turniere und seit 2015 Weltmeisterschaften organisiert. Bisher gibt es in Österreich aber noch keinen Verein, bei dem Personen, die jünger als 18 Jahre alt sind mitspielen dürfen. Da die Nachfrage nach Junior Leagues immer größer wird und auch die Vereine Kindern und Jugendlichen den Zugang zu Roller Derby ermöglichen möchten, ist es sicherlich nur eine Frage der Zeit bis das erste Junior Team gegründet wird.

Obwohl sich Roller Derby in den letzten Jahren in Österreich etablieren konnte, haben viele der Vereine noch mit finanziellen und logistischen Hürden zu kämpfen. Vor allem die Förderung durch die öffentliche Hand gestaltet sich als schwierig, nicht zuletzt deshalb, weil Rollsport insgesamt als Nischensport gilt und im Vergleich zu anderen Sportarten mit nur minima-

len Summen gefördert wird. Da sich mehrere Rollsportvereine das knapp bemessene Spartenbudget des ÖRSV teilen, sind die Vereine mehrheitlich auf Mitgliedsbeiträge, Ticketverkauf und Sponsoring angewiesen. Dies macht den zum Teil teuren Sport leider nicht für alle Interessierten möglich. Auch die Hallensuche gestaltet sich immer wieder als Herausforderung. Denn obwohl sich die Wiener Sportstättenvergabe nach eigener Aussage als breit gefächert und vielfältig positioniert und mit einem Schwerpunkt auf „Frau & Sport“ auf die integrativen Kräfte des Sports wert legt, scheint Roller Derby diesem Anspruch nicht zu genügen. Trotz dem integrativen Leitbild des Sports, stets ausverkauften Heimspielen und dem Best of ASKÖ Award bekommt Vienna Roller Derby auf Ansuchen nach geeigneten Sporthallen nur wenig Unterstützung.

Roller Derby hat in nur wenigen Jahren gezeigt, was in einer Sportart alles möglich ist, die sich klar gegen Sexismus, Homophobie und Transphobie richtet und ihre Regeln und Zugangsweisen selbst bestimmt. Manche lernen im Vollkontakt zum ersten Mal ihre vollen Kräfte kennen, andere fühlen sich endlich ohne Vorurteile anerkannt oder schätzen es einfach nur, sich auspowern zu können. All das ist erst der Anfang einer Entwicklung, die auch in Österreich noch einiges vor sich hat.

Bleiben Sie up to date auf: www.viennarollerderby.org

Literatur

Palzkill, Birgit (1991): "Ich war Sportler, so wirklich, so ohne Geschlecht." Identitätskonflikte von Frauen in der Männerdomäne Sport. In: Palzkill, Birgit; Scheffel, Heidi; Sobiech, Gabriele (Hg.): *Bewegungs(t)räume. Frauen – Körper – Sport*. München, 112–122

Mag.art. Tatiana Kai-Browne ist Boxtrainerin in autonomen feministischen Zusammenhängen und im Boxclub Bounce. Sie ist Teil der Plattform Geschichtspolitik. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen an der Schnittstelle von Kritischer Theorie, Jüdischer Geschichte und Gender.

Tatiana Kai-Browne

Plädoyer für den Ring!

Boxen als feministische Strategie?

Vor knapp sechs Jahren drückte mir meine damalige Partnerin die feministische Zeitschrift *an.schläge* in die Hand. Auf dem Titelblatt war ein konzentriertes, unerschrockenes, blutverschmiertes Gesicht zu sehen. Das Thema des Heftes: Boxen. Es enthielt unter anderem einen Erlebnisbericht eines Probetrainings in der Boxfabrik— dem ersten und einzigen ausschließlich für und von Frauen geführte Box-Gym in Wien. Mein Entschluss war gefasst: Ich muss boxen und ich muss dort boxen!

Dies ist kein Artikel über eine große Boxkarriere. Nach sechs Jahren und einem Kampf, trainiere ich so vor mich hin, mal mehr mal weniger intensiv und mal mehr mal weniger mit der Vorstellung wieder zu kämpfen. Inzwischen habe ich fast jeden Boxverein in Wien ausprobiert und leite in unterschiedlichsten Kontexten Boxtrainings an. Zum einen habe ich eine selbstorganisierte Frauen und LGBTI Gruppe, zum anderen trainiere ich eine Frauengruppe und gelegentlich gemischte Gruppen in einem Boxgym im 16. Wiener Gemeindebezirk.

Was Boxen mit Feminismus zu tun hat, scheint nahe zu liegen: Frauen erobern einen männlich dominierten Sport. Frauen können zuschlagen, können Muskeln haben, sind Boxerinnen. Ein starkes Bild, das in den letzten Jahren vermehrt von unterschiedlichsten Seiten aufgegriffen wird, in der Popmusik, in der Kunst oder auf Kulturveranstaltungen. Jedoch liegt unter dem Thema „Frauen im Männersport“, einiges mehr begraben, als zunächst offensichtlich scheint. Boxhandschuhe sind nicht nur ein schickes Symbol für Stärke, das Training selbst ist für emanzipativen Feminismus und politische Arbeit überhaupt produktiv.

Boxfabrik —Männersport lernen dürfen

Die Boxfabrik hat gehalten, was der Artikel in der Zeitschrift an.schläge versprach. Es war das erste Mal, dass ich am Erlernen eines komplexen Sports Spaß hatte. Das lag vermutlich am Boxen selber, bestimmt auch an dem Engagement der Trainerin, aber mit Sicherheit auch daran, dass es ein Raum nur für Frauen war. Endlich konnte ich die Erfahrung machen, dass Lernen ein Prozess ist, in dem Fehler machen ein integraler Bestandteil ist. Männlich dominierte Sportarten wie Fussball oder Skateboardfahren lösten bei mir zwar schon immer Neugier aus, jedoch hätte ich nie gewagt sie als Teenagerin anzufangen. Die öffentlichen Räume u.a. in Wien spiegeln genau dieses Missverhältnis wieder: Fußball- und Basketballplätze, Skate-Parks werden fast ausschließlich von kleineren oder größeren Burschencliquen bespielt. Die Vermutung liegt jedoch nahe, dass es nicht nur die Burschen sind, die sich in bestimmten Sportarten breit machen, sondern auch die Mädels, die sich den Raum nicht nehmen (können). Ein Training ausschließlich für Frauen, ermöglicht daher die Überwindung der verinnerlichten Strukturen. Dort muss nicht ständig mit der Befürchtung gerungen werden, dass jedes Misslingen als Beweis für das weibliche Unkönnen ausgelegt wird - von Anderen wie von sich selbst. Genau das hatte ich in der Boxfabrik gefunden.

Gegendertes Schlagen

Als die Boxfabrik kurz davor war endgültig zu schließen, nahm mich meine damalige Trainerin Barbara mit in ein Gym, in dem sie zuvor selber trainiert hatte. Zum ersten Mal ging ich in ein gemischtes Training und zum ersten Mal sparrte ich gegen Männer. (Beim Sparring steht beiden Trainierenden die freie Kombination aller erlaubten Techniken zur Verfügung. Im Vergleich mit anderen Trainingsformen kommt es dem Wettkampf am nächsten.) Ich erinnere mich noch an Barbaras Erstaunen. „Genau SO musst du schlagen! So stark hast du vorher nie geboxt.“ Was für ein Kompliment! Jedoch war irgendetwas bitter. Warum konnte ich in diesem Kontext fester zuschlagen, als

wenn ich gegen Frauen boxte? Waren meine Schläge tatsächlich gegendert? Scheinbar mutete ich Frauen weniger zu. In späteren gemischten Trainings erlebte ich die Umkehr dieser Szene. Während einige – vor allem Fortgeschrittene, sich gut auf mein Niveau und meine Größe und Gewicht einstellen konnten, fiel es gerade Anfängern schwierig sich auf das Training mit mir oder anderen Frauen einzulassen. Dabei kam es gelegentlich vor, dass entweder gar nicht zugeschlagen wurde oder – sollte ich geschickt treffen – jegliche Vorbehalte fielen und mit voller Härte geantwortet wurde. Der männliche Narzissmus war leicht zu treffen (von einer Frau), jedoch angeschlagen, auch gefährlich und irrational.

An der Frage ob überhaupt und wenn dann wie fest geboxt wird, lässt sich einiges Ablesen. So ist in der Tendenz im Frauen- und im LGBTI-Training die größte Überwindung das eigentliche Hinschlagen. Während die Technik bis ins Detail präzise gelernt wird, wird gleichzeitig vehement daneben gezielt oder mit einem überzogenen Sicherheitsabstand vor dem Gesicht oder Körper des Gegenübers Halt gemacht. Grundsätzlich sind diese Vorbehalte selbstverständlich nicht verwerflich. In diesem Rahmen wird jedoch deutlich, dass es um etwas anderes als Grundsätze geht. Schließlich hatte man sich bewusst für das Boxen entschieden. Verinnerlichte, vermeintlich weibliche Charakterzüge werden nicht so leicht abgelegt. Eigenschaften wie Kommunikationsfähigkeit, Selbstlosigkeit, Rücksichtnahme, Konfliktscheue kommen im nicht Hinschlagen besonders zum Tragen. Kampfsport im Vollkontakt auszuüben, bedeutet zu lernen diese Eigenschaften abzulegen. Um Kampfsport im Vollkontakt auszuüben, müssen diese Eigenschaften abgelegt und andere gelernt werden.

Dennoch ändert die Bewusstwerdung und Überwindung verinnerlichter Verhaltensweisen zunächst nichts an patriarchalen Strukturen. Für eine individuelle Emanzipation und für feministische und queer-feministische Kollektive und Räume sind sie jedoch produktiv. Während nach wie vor eine Notwendigkeit für Schutzräume für Frauen und LGBTI besteht, gibt es gleichzeitig

die Tendenz die Idee des Safe Spaces bzw. des Gewalt-freien-Raumes als Grundnotwendigkeit für jeglichen feministischen und queer-feministischen Zusammenhang zu erheben. In dieser Konzeption wird der Begriff von Gewalt (meist nicht explizit) soweit ausgeweitet, dass selbst Kränkungen, Konflikte und persönliche und politische Differenzen darin eingeschlossen werden. Der Übertritt dieser Grenzen wird dann häufig als Tabubruch erlebt und muss schleunigst behoben werden: Der/Die Auslöserin muss Buße leisten oder hat mit einem Ausschluss zu rechnen. Leider führt eine solche Haltung dazu, dass eine vermeintliche Komfortzone eingerichtet wird, die jedoch gegenseitig entmündigt. Die bestehenden Verhältnisse, Vorstellungen und Verhaltensweisen bleiben somit unberührt. Die ständige Rücksichtnahme - das ständige Annehmen, dass man weiß was die/der Andere nicht hören will oder nicht aushält, geht von einem Zustand der totalen Einigkeit und Harmonie aus. Es ist der Versuch oder Zwang das Wunschbild eines Ortes oder Kollektivs aufrechtzuerhalten, an oder in dem es keine Differenzen gibt. Die Differenzen werden stattdessen im Außen bzw. in männlichen Verhaltensweisen verortet. Einher geht das mit der Idealisierung von weiblichen und der Abwertung von männlichen Eigenschaften. Genau hier fordert der Vollkontaktsport jene schematische Aufspaltung in Gut/Böse und das entsprechende Verhalten heraus. Dem Boxtraining ist es hinderlich, wenn aus vorauseilender Rücksichtnahme, immer neben den Kopf gezielt wird. Um diesen Sport auszuüben, bedarf es der Zumutung und das Aushalten des Zumutens. Gleichzeitig ist es grundlegend die eigenen Grenzen ernst zu nehmen und zu artikulieren. Nur in dieser sichtbaren Differenz können wir gemeinsam lernen - auch mal rücksichtslos und konfliktfreudig zu sein und Spaß am Messen zu haben und nur so können wir tatsächlich wissen, wo unsere Grenzen liegen.

Missverständnis I: Boxregeln vs. Selbstverteidigung

Nach der Schließung der Boxfabrik wechselte ich dann komplett zu einem neuen Verein, zu dem mich Barbara mitgenommen hatte. Mit den Grundlagen, die ich bis dahin gelernt hatte, war es relativ leicht dort anzukommen. Dennoch machte

ich einige bezeichnende Erfahrungen. Um mich während einer Konditionsübung anzufeuern, schrie mir der damalige Trainer zu, ich solle mir vorstellen, mein Gegenüber wolle mich vergewaltigen und ich müsse ihn jetzt boxend weghalten. Gegenüber anderen Boxkollegen hatte ich ihn nie ähnliches rufen hören und es bewirkte, dass ich eher auf ihn statt auf den Schlagpolster losgehen wollte. Es ist ein gutes Beispiel dafür, worauf der Kampfsport bei Frauen oftmals reduziert wird: auf den Aspekt der Selbstverteidigung. Spaß an der Aggression, an der Strategie, am Schweiß, am Austeilen, an der Konkurrenz kann bei Frauen nicht die Motivation sein. Darf nicht die Motivation sein, denn das brächte das vorherrschende Frauenbild ziemlich durcheinander. Die Faszination am scheinbar brutalen Boxen wird Frauen abgesprochen. Wenn sie sich doch findet, so wird eine anders gelagerte Motivation unterstellt.

Dieser Vorstellung begegne ich auch in der selbstorganisierten Gruppe, in der sich vermutlich alle Feminist_innen nennen würden. Dort werde ich immer wieder mit Rückfragen konfrontiert, warum wir diese oder jene Bewegung machen, da sie in brenzligen Situationen nicht sinnvoll wäre. Diese Einordnung verärgert, da sie vom Missverständnis zeugt, was Boxen überhaupt ist. Zumal dieser Sport seine Komplexität und Spannung gerade durch seine Einschränkungen und Regeln entwickelt. Genau jene Verbote aber, die den Boxsport auszeichnen, wären in Notlagen die effektivsten Methoden: Tiefschläge, Beißen, Ellbogen, Knie, Kopfnüsse... die Liste ist lang. Andererseits bringen mich diese häufigen Fragen womöglich auch deshalb aus der Fassung, weil sie von der großen Nachfrage und Notwendigkeit von Selbstverteidigung für Frauen und LGBTI zeugen. Dass Gewalt an uns nicht schon längst überwunden ist, wird mir in diesem Kontext immer wieder neu bewusst. Eine Teilnehmerin aus dem selbstorganisierten Training erzählte, dass ein Mann ihr aus seinem Auto zurief und ihre Unterhose kommentierte. Als er dann neben ihr mit dem Auto anhielt, stieg sie vom Fahrrad und gab dem Seitenspiegel einen kräftigen Tritt. Sichtlich erschrocken, zischte er daraufhin schnell ab. Ich war von ihrer schnellen Reaktion und ihrem Selbstbewusstsein beeindruckt

und das Training schien ihr den Rückhalt dafür gegeben zu haben. Eine weitere Teilnehmerin ist auch überzeugt, dass sie, seit dem sie boxte, bereits mehrere Situationen hatte, in denen sie sich besser verteidigen konnte. Ich würde mich dem natürlich auch anschließen. Mein antrainiertes körperliches und verbales Selbstbewusstsein lassen mich weniger defensiv mit Sexismen oder überhaupt mit bedrohlichen Situationen umgehen. Dieses körperliche Selbstbewusstsein ist nämlich keines, das sich als „Stolz auf den eigenen Körper“ äußert und eigentlich „Stolz auf Normkörper“ bedeutet, sondern ein Bewusstsein des eigenen Körpers meint, das Wissen um seine Grenzen, aber vor allem das Wissen um die Fähigkeit, kräftig und unerwartet zuschlagen zu können.

Missverständnis II: K.O. den Kilos vs. K.O. der Körpernorm

Angeblich fing die topranking Boxerin Melissa „Hurricane“ Hernandez ursprünglich mit dem Boxen an, um abzunehmen. Diese taffe, geschickte, windige, selbstbewusste Boxerin wollte erst einfach nur Gewicht verlieren? Ihr Ziel hat sie vermutlich nicht erreicht—ihre Muskeln werden jetzt mehr wiegen. Die meisten Gyms (zumindest in Wien) bewerben Boxen für Frauen mit Sprüchen wie „K.O. den Kilos“. Dass Boxen für Frauen spannend sein könnte, wird oft nur mit der Annahme der Selbstoptimierung des Körpers in Verbindung gebracht. (Ausnahmen gibt es natürlich.) Aber irgendwas wird Hernandez während ihres Trainings entdeckt haben, dass ihr wichtiger war, als ihr eigentliches Vorhaben abzunehmen. Boxtrainings können echt hart sein. Zeit oder Kopf darüber nachzudenken WIE man aussieht oder was man für eine Figur dabei macht, bleibt kaum. Vielmehr beschäftigt die Anstrengung, das Durchhalten, das körperliche Befinden. Außerdem lernt man im Boxen schnell: Körpergewicht zählt. Jedoch ist die Frage nach Körpergewicht hier mit einer ganz anderen Bedeutung behaftet als im sonstigen Alltag. Das Gewicht im Boxen ist keine schambehaftete Privatsache, sondern dient der Einordnung, in welcher Kategorie man kämpft oder ob man vielleicht gute SparringspartnerInnen wäre. Mehr Größe und Gewicht werden im Boxen zum Vorteil. Obwohl das

Prinzip des Faustrechts an sich abgeschafft gehört, ist es hier zumindest auch auf den Frauenkörper ausgedehnt. Das Ideal der schwachen, kleinen, zierlichen Frau hält nicht mehr stand. Je größer, desto länger die Schlagweite, je schwerer, desto heftiger der Schlag. Davor müssen alle in Deckung gehen.

Boxen ist nicht per se ein feministischer Sport und eignet sich nicht per se als feministische Strategie. Was dieser Sport aber im Speziellen - über das Bild der starken Frau hinausweisend - für den Kampf zur Gleichberechtigung leisten kann, ist die Möglichkeit zur Wahl. Die Möglichkeit anerzogene und verinnerlichte Eigenschaften, Körperideale und Verhaltensweisen abzulegen und andere zu übernehmen. Es lehrt schablonenhaftes Denken und die damit einhergehende Einordnung in Gut und Böse zu überwinden und Differenzen auszuhalten. Nur müssen wir uns alle ein wenig dafür bewegen - raus aus der Komfortzone, hinein in den Ring!



Melanie Fraunschiel
3-fache Staatsmeisterin
im olympischen Boxen
www.veganwolf.at
Foto: Stefan Roekl eU

Melisa Erkurt (26) ist Redakteurin beim Wiener Stadtmagazin „BIBER“ und konzentriert sich bei ihrer Berichterstattung vorrangig auf die Themen Feminismus, Migration und Bildung. Sie ist in Bosnien-Herzegowina geboren und im Zuge des Bosnienkrieges nach Österreich gekommen. Melisa Erkurt hat Lehramt studiert und leitet auch das biber Schulprojekt „Newcomer“. Sie selbst ist leider total unsportlich, auch wenn sie immer wieder versucht, sich ins Fitnessstudio zu bewegen. Meist endet das dann damit, dass sie in der Umkleidekabine sitzt und Kreuzworträtsel löst. Das kann man aber unter Denksport verbuchen, hofft Erkurt zumindest.

Melisa Erkurt

Starke Frauen:

Muskeln statt Thigh Gap

Breite Oberschenkel statt Thigh Gap, Eiweiß statt Salat und Protein-Shakes statt Entschlackungstee – immer mehr Frauen bevorzugen Muskelmasse statt Diäten und setzen damit ein Zeichen: Starke Frauen braucht die Welt.

Gibt man auf Facebook oder Instagram „Fitness Girls“ ein, erscheinen tausende Fotos von durchtrainierten Frauen: breiter Rücken, feste Oberarme und ein Sixpack von dem Cristiano Ronaldo nur träumen kann. Keine Spur von Fett, Cellulite oder Knochen – hundert Prozent reine Muskelmasse. Neben den Fotos finden sich Ernährungstipps und Fitnesspläne für den Weg zum neuen Körperideal. Was aber auch auffällt, sind die abwertenden Kommentare unter den Fotos der durchtrainierten Frauen. Es sind häufig Männer, die sie verfassen: „Wäh, die sieht aus wie ein Kerl!“, „Das ist doch nicht mehr weiblich“. Lusy Skaya kennt solche Kommentare nur zu gut. Die 26-jährige Athletin hat auf ihrer eigenen Facebook-Seite über 53.000 Likes. Dort postet sie Fotos von ihren Mahlzeiten, ihren Sport-Outfits und ihrem durchtrainierten Körper und der sorgt stets für Gesprächsstoff: „Früher warst du viel hübscher!“, „Nimmst du Steroide? Das ist nicht mehr weiblich!“ - das ist nur ein kurzer Auszug der Kommentare, die Lusy erreichen. Die gebürtige Russin lässt das jedoch kalt: „Die Männer, die das schreiben, sind einfach nur eingeschüchtert von mir“.

Doch nicht jede Frau sieht das so selbstbewusst wie Lusy. Viele sind vom Kraftsport eingeschüchtert. Schaut man sich im Fitnessstudio um, sind die meisten Frauen im Cardio-Bereich, während die Männer die Kraftkammer besetzen. Das Bild der

zarten Frau beherrscht das gesellschaftliche Schönheitsideal nach wie vor, muskulöse Frauen gelten oft als männlich und unattraktiv. Muskulöse Männer dagegen werden zumeist als anziehend empfunden. Wieso wirken Muskeln bei Frauen anders als bei Männern? Muskeln signalisieren Stärke, ein muskulöser Mann ist ein Beschützer, während Frauen beschützt werden - diese Ansicht wurde Jahrhunderte lang weitergetragen. Doch was passiert, wenn Frauen plötzlich nicht mehr beschützt werden müssen und wollen, weil sie selbst stark sind? Dann fühlt sich der ein oder andere Mann in seiner Männlichkeit verletzt, schließlich sind doch Muskeln ein vermeintlich offensichtliches Zeichen für die Überlegenheit des Mannes über die Frau. Was bleibt, wenn die Frauen nun auch noch dieses äußerliche Merkmal für sich beanspruchen - wie soll man die alten Rollenbilder dann noch verteidigen? Aus eben dieser Angst vor der Gleichstellung beschimpfen und degradieren manche Männer muskulöse Frauen wie Lusy. Frauen dagegen sind bereit, mit den körperlichen Normen zu brechen, sie fühlen sich von starken Frauen wie Lusy inspiriert und ermutigt.

Das zeigen die zahlreichen Nachrichten von Frauen, die ihren Körper bewundern und Lusy täglich um Fitness- und Ernährungstipps bitten. Die berät Lusy in Zukunft gerne in ihrem eigenen Fitness-Shop. Im Oktober will sie nach eigenen Angaben als erste und bisher einzige Frau in Österreich einen eigenen Shop für Fitnesspräparate eröffnen. In der „Bodybaustelle“ wird die 26-Jährige auch spezielle Produkte für Frauen anbieten und schließt damit eine Marktlücke. „Frauen brauchen beispielsweise hochwertigere Eiweißprodukte und mehr Vitamine als Männer“, weiß die ausgebildete Fitnesstrainerin. In ihrem Shop erhält man neben diesen Produkten auch spezielle Zutaten fürs Backen ohne Kohlenhydrate, stylische Sportklamotten und persönliche Tipps von Lusy. Für sie ist es wichtig, dass die Szene auch nach Außen hin von Frauen repräsentiert wird: „Es ist gut, dass es immer mehr weibliche Fitnesstrainerinnen und Ernährungsberaterinnen gibt, das setzt ein Zeichen nach Außen hin und ermutigt noch mehr Frauen, Kraftsport zu machen“. Sie selbst hat vor vier Jahren begonnen intensiv Fitness zu betreiben, davor hat sie in

der Bank gearbeitet. Dann schulte Lusy zur Fitnesstrainerin um, begann Videos mit Sportübungen auf YouTube hochzuladen und spielte im Musikvideo von Nazar mit. Mittlerweile hat sie einen eigenen Sponsor und ist ein bekanntes Gesicht in der Fitness-Szene. Doch für sie ist der Kraftsport nicht nur Karriere, sondern auch Emanzipation, ein Gefühl von Freiheit: „Es fühlt sich toll an, aus der Unterdrückung raus zu kommen. Bodybuilding hat mir dabei enorm geholfen. Dass Frauen schon längst mit ihren Mukkis mit vielen Männern mithalten können, ist ein Zeichen für Emanzipation.“ Für Lusy, die in der Öffentlichkeit steht, bedeutet diese Emanzipation auch die Loslösung von Äußerlichkeiten. Die 26-Jährige arbeitet mittlerweile als Betreuerin in einer Wohngemeinschaft für unbegleitete Flüchtlinge und macht ihr Diplom in psychologischer Beratung und strebt die Studienberechtigungsprüfungen für Bildungswissenschaften an. Es reicht ihr nicht mehr nur auf ihren muskulösen Körper reduziert zu werden, sie will anderen helfen und nicht nur für ihre äußerliche, sondern auch für ihre innere Stärke bekannt sein.

„Muskelmonster!“

Das hat sie auch geschafft: „Lusy kennt jeder in der Fitness-Szene“, versichert Pantea. Die 26-Jährige ist Gewichtheberin. 120kg hebt sie, doch schon bald will sie das toppen, ihr Ziel ist es sich eines Tages für die Europameisterschaft im olympischen Gewichtheben zu qualifizieren. Die gebürtige Iranerin will auch ein Vorbild für Frauen sein: „Wenn du körperlich stark bist, macht dich das auch innerlich stärker. Durch die Rückenmuskeln und die breiten Schultern habe ich eine aufrechte, starke Haltung. Ich bin ausgeglichener und selbstbewusster“. Sie ist selbstbewusst, obwohl sie wegen ihres muskulösen Körpers häufig beleidigt wird: „Muskelmonster, Steroidfotze – die Männer haben doch nur Angst vor mir“, so die 157cm große Sportlerin. Damit sich auch Frauen, die sich nicht trauen mit Männern zu trainieren, auspowern können, hat sie das „Bootcamp – Women Strength“ ins Leben gerufen. Von Mai bis September trainiert Pantea jeden Sonntag im Vienna City Beachclub mit anderen Frauen. Das Ziel ist es, das Bild von der hilflosen, schwachen Frau hinter

sich zu lassen. Trotzdem haben es Frauen in der Fitness-Szene noch immer nicht leicht, deswegen ist der weibliche Anteil in dem Sport vergleichsweise gering. Pantea kennt zehn Frauen in ganz Wien, die wirklich intensiv trainieren, die meisten sind Österreicherinnen, es gibt eher weniger Migrantinnen auf dem Gebiet. Frauen werden hier häufig nicht ernst genommen: „Zu Beginn wird man für seine Ziele ausgelacht und wenn man sie dann erreicht hat, wird man beleidigt – dann ist man plötzlich männlich und schiach“.

Starke Mädchen
Foto: Michael Baumgartner



Das Vorurteil, dass muskulöse Frauen dem gängigen Schönheitsideal nicht entsprechen, wird zusätzlich von den Medien genährt. So schreibt ein österreichisches Frauen- und Lifestyle-Magazin über muskulöse prominente Frauen: „Fitness-Freaks. Zu viel Sport entstellt die Stars“. Besonders Sängerin Madonna wird für ihren Körper heftig kritisiert: „Vor allem ihre Arme sind mittlerweile einfach nur noch abschreckend: komplett aufgepumpt und männlich. Ihre Adern platzen fast und weibliche Kurven sind bei der Queen of Pop kaum noch vorhanden. Ihr Ex-Mann Guy Ritchie erzählte nach der Scheidung: ‚Im Bett mit ihr zu sein, war wie kuscheln mit einem Knorpel!‘“, heißt es in dem Artikel. „Wo bleibt die Weiblichkeit“, fragt das Magazin.

Weiblichkeit, weibliche Kurven – hier wird ein ganz klares Bild davon geschaffen, was schön und fraulich ist – und Muskeln gehören offensichtlich nicht dazu. Dass vor allem junge Frauen von dieser Berichterstattung beeinflusst werden, ist gefährlich, das verdeutlicht auch die im Zuge der Kampagne „Ich bin genau richtig“, die sich gegen unrealistische Schönheitsideale stellt, veröffentlichte Studie der Stadt Wien aus dem Jahr 2015: Jede dritte Schülerin in Wien hat schon eine Diät versucht, rund 30 Prozent der Mädchen sind gefährdet in eine Essstörung zu rutschen. Die befragten Schülerinnen haben oft Probleme damit, ihr eigenes Gewicht richtig einzuschätzen, zudem orientieren sie sich an unrealistischen Maßstäben. Mehr als Dreiviertel aller Schülerinnen wünscht sich eine untergewichtige oder sogar stark untergewichtige Figur. Eine starke, muskulöse Figur wünscht sich kaum eine – die ist den Männern vorbehalten, die beim Bodybuilding unter Beweis stellen können, was gesellschaftlich sowieso noch immer gilt: Männer sind das stärkere Geschlecht. Mit einem körperlich starken Mann wird der Ernährer assoziiert und jemand, der auch innerlich stärker ist, dem man deshalb mehr zutrauen kann. „Frauen sind generell schwächer, sie können nicht mit Männern gleichgestellt werden, dafür haben sie nicht die körperlichen Voraussetzungen“ rechtfertigt der ein oder andere Mann in der Kraftkammer seine sexistische Einstellung, „Frauen haben im Kraftsport nichts verloren“, lautet hier noch oftmals der Grundtenor.

Um diese Einstellung zu untermauern, suchen manche auch in der Religion Argumente. Pantea ist Muslima, für sie hat Sport nichts mit Religion zu tun, trotzdem wird sie oft von Männern beleidigt, die sie als Schande für den Islam sehen, weil sie in kurzen Sportklamotten im Männerbereich des Studios trainiert. Sie missbrauchen die Religion, um Pantea aus dem öffentlichen Raum – „ihrer“ Kraftkammer, ihrer Männerhöhle – zu vertreiben. Denn wenn sich eine Frau in die Kraftkammer eines Fitnessstudios begibt, ist sie oftmals den Blicken und Rufen der Männer ausgesetzt. Auch damit werden Frauen eingeschüchtert und aus diesem Bereich vertrieben.

„Dabei ist mein Bizeps größer als der von den meisten Männern.“

Pantea trainiert dort nur, weil ihr die Gewichte im Frauenbereich nicht ausreichen. Ein weiterer Grund, weshalb so wenige Frauen im Kraftsport vertreten sind, dass die Voraussetzungen in den Fitnessstudios oftmals nicht stimmen.

Panteas Freundin Bianca, die selbst bei Bodybuilder-Shows auftritt, stört es, dass Frauen in der Szene unterschätzt werden: „Kaum betritt man als Frau ein Fitnesscenter, wird einem gleich der Frauenbereich gezeigt. Dort gibt es aber viel weniger Geräte und eher mehr für Ausdauer, statt für Muskeln. Dabei ist mein Bizeps größer als der von den meisten Männern.“ Die 22-jährige Medizinstudentin ist seit drei Jahren in der Bodybuilding-Szene. Sie kennt den Ruf, der Frauen aus dieser Szene verfolgt, und weiß, dass Bodybuilderinnen oft als männlich gelten und sich viele Frauen auch deshalb nicht trauen, mit dem Sport anzufangen. Doch sie gibt Entwarnung: „Solange du dir nichts spritzt oder illegale Präparate zu dir nimmst, kannst du gar nicht so aussehen wie ein Mann.“ Die 22-Jährige muss es wissen, schließlich ist Bodybuilding ihr Leben. Sie ist beim IFBB (International Federation of Bodybuilding & Fitness) und gibt dort tausende von Euros für Vorbereitungen und Bühnenshows aus. Bräunungsspray, Glitzerbikini, Haare, Make-Up, Präsentationsseminare – all das ist teuer, doch Bianca ist es das wert – der Sport ist alles für sie. Aber männlich möchte auch sie nicht aussehen – männlich steht hier für zu muskulös. Muskulös – dieses Adjektiv ist nach wie vor männlich konnotiert.

Armdrücken beim ersten Date

Pantea und Bianca können sich auch nicht vorstellen mit einem Mann zusammen zu sein, der sich nicht in der Fitness-Szene bewegt. „Das würde auch gar nicht funktionieren, der würde sich unmännlich neben mir fühlen“, sagt Bianca. Das liegt nicht daran, dass beide nicht-muskulösen Männer nicht attraktiv finden, sondern an den Männern selbst, die, wenn sie nicht auch

selber Muskeln haben, von Frauen wie ihnen zurückschrecken. Außerdem ist es für die beiden Frauen wichtig, dass ihre Partner Verständnis dafür haben, dass sie für den Sport leben, beide machen weder Party, noch trinken sie Alkohol. Ihr Alltag dreht sich nur um das Training und die richtige Ernährung, Zeit für FreundInnen bleibt wenig. Früher wurden die beiden Freundinnen von Männern auf Dates eingeladen, heute heißt es: „Lass uns Armdrücken oder gemeinsam trainieren gehen.“ Doch den beiden gefällt das, sie werden endlich als gleichwertig und stark wahrgenommen. Pantea bringt es auf den Punkt: „Der Trend geht in die richtige Richtung, Frauen wollen stark sein – das Bild von der zarten, zerbrechlichen Frau könnt ihr ein für alle Mal vergessen.“